

Siebentes Kapitel

Der Pedlar

Es war drei Monate nach den zuletzt beschriebenen Begebenheiten, deren Folgen trotz dieser langen Zeit noch nicht an uns vorübergegangen waren. Die Hoffnung, Old Firehand retten zu können, hatte sich zwar erfüllt, aber seine Genesung schritt außerordentlich langsam vorwärts; er konnte vor großer Schwäche noch nicht aufstehen, und wir hatten unsern ursprünglichen Gedanken, ihn nach dem Fort zu transportieren, aufzugeben; er sollte bis zu seiner vollständigen Genesung in der >Festung< bleiben, wo, wie wir uns überzeugt hatten, die Pflege durch uns für ihn hinreichend war.

Harrys Verwundung hatte sich glücklicherweise als nicht bedeutend herausgestellt. Winnetou war an vielen Stellen seines Körpers, doch auch nicht gefährlich, verletzt gewesen, und seine

Wunden gingen nun der vollständigen Vernarbung entgegen. Die Schrammen und Kniffe, welche ich erhalten hatte, waren von keiner Bedeutung; sie taten bei der Berührung zwar noch weh, doch war ich gegen Schmerzen wie ein Indianer abgehärtet. Am besten war Sam Hawkens davongekommen; er hatte einige ganz unbedeutende Quetschungen erlitten, welche eigentlich gar nicht erwähnt zu werden brauchen.

Es war vorauszusehen, dass Old Firehand sich selbst nach seiner vollständigen Genesung noch lange, lange Zeit zu schonen haben werde; das Leben eines Westmannes sofort wieder zu beginnen, war für ihn eine Unmöglichkeit; darum hatte er sich entschlossen, sobald er die Reise unternehmen könne, nach dem Osten zu seinem älteren Sohne zu gehen und Harry mitzunehmen.

Da verstand es sich denn ganz von selbst, dass die Vorräte von Fellen, welche er mit seiner Pelzjägergesellschaft gesammelt hatte,

nicht liegen bleiben konnten; sie mussten verwertet, das heißt also, verkauft werden. Auf dem Fort gab es gegenwärtig leider keine Gelegenheit dazu, und doch war es für Rekonvaleszenten wenn nicht schwer, so doch höchst unbequem, eine solche Menge von Fellen weit fort zu transportieren. Wie war dem abzuhelpen? Da half uns einer der Soldaten, welche für einige Zeit zu unserm Schutze bei uns zurückgelassen worden waren, mit einem guten Rate aus. Er hatte erfahren, dass sich drüben am Turkey-River ein Pedlar (Händler) aufhielt, welcher alles Mögliche, was ihm angeboten wurde, aufkaufte und dabei nicht bloß Tauschgeschäfte trieb, sondern die erhandelten Waren auch mit barem Gelde bezahlte. Dieser Mann konnte uns aus der Verlegenheit helfen. Aber wie ihn herbeibringen? Einen Boten konnten wir ihm nicht schicken, denn wir hatten niemand als nur die Soldaten bei uns, und von diesen durfte keiner seinen Posten verlassen. Da ging es denn nicht

anders, als dass einer von uns fort musste, um den Pedlar zu benachrichtigen. Ich bot mich an, nach dem Turkey-River zu reiten, wurde aber darauf aufmerksam gemacht, dass die für die Weißen sehr gefährlichen Okananda-Sioux jetzt dort ihr Wesen trieben. Der Pedlar konnte sich getrost zu ihnen wagen, denn die Roten pflegen selten einem Händler etwas zu tun, weil sie sich bei diesen Leuten alles eintauschen können, was sie brauchen; desto mehr aber hatten sich andere Weiße vor ihnen in Acht zu nehmen, und wenn ich mich auch nicht gerade fürchtete, so war es mir doch lieb, dass Winnetou sich erbot, mich zu begleiten. Wir konnten wohl abkommen, weil Old Firehand an Sam Hawken und Harry genug hatte. Sie pflegten ihn, und für Nahrung sorgten die Soldaten, welche abwechselnd auf die Jagd gingen. Wir machten uns also auf den Weg und kamen, da Winnetou die Gegend genau kannte, schon am dritten Tage an den Turkey-River oder Turkey-Creek. Es gibt mehrere kleine Flüsse dieses Namens. Der,

welchen ich hier meine, ist bekannt wegen der vielen und blutigen Zusammenstöße, welche die Weißen im Laufe der Zeit mit den verschiedenen Stämmen der Sioux dort gehabt haben.

Wie nun den Pedlar finden? Wenn er bei den Indianern war, galt es für uns, außerordentlich vorsichtig zu sein. Es gab aber am Flusse und in der Nähe desselben auch weiße Ansiedler, welche es vor einigen Jahren gewagt hatten, sich da niederzulassen, und so war es also geraten, zunächst einen von ihnen aufzusuchen, um uns bei ihm zu erkundigen. Wir ritten also den Fluss entlang, doch ohne die Spur einer Wohnung zu finden, bis wir gegen Abend endlich ein Roggenfeld erblickten, an welches sich andere Felder schlossen. An einem Bache, welcher sein Wasser in den Fluss ergoss, lag ein aus rohen, starken Baumstämmen zusammengefügtes, ziemlich großes Blockhaus mit einem von einer starken Fenz (Holzzaun) umgebenen Garten. Seitwärts davon umschloss eine ebensolche

Fenz einen freien Raum, auf welchem sich einige Pferde und Kühe befanden. Dorthin ritten wir, stiegen ab, banden unsere Pferde an und wollten nach dem Hause gehen, welches schmale, schießschartenähnliche Fenster besaß. Da sahen wir aus zwei von diesen Fenstern je einen auf uns gerichteten doppelten Gewehr-lauf erscheinen, und eine barsche Stimme rief uns zu:

»Halt! Bleibt stehen! Hier ist kein Taubenhaus, wo man ein- und ausfliegen kann wie es einem beliebt. Wer seid Ihr, Weißer, und was wollt Ihr hier?«

»Ich bin ein Deutscher und suche den Pedlar, der sich in dieser Gegend befinden soll«, antwortete ich.

»So seht, wo Ihr ihn findet! Ich habe nichts mit Euch zu tun. Trollt Euch von dannen!«

»Aber, Sir, Ihr werdet doch so vernünftig sein, mir die Auskunft, wenn Ihr sie geben könnt, nicht zu verweigern. Man weist doch nur Gesindel von der Tür.«

»Ist sehr richtig, was Ihr da sagt, und darum weise ich Euch eben fort.«

»Ihr haltet uns also für Gesindel?«
»Yes!«
»Warum?«
»Das ist meine Sache; brauche es Euch eigentlich nicht zu sagen; aber Eure Angabe, dass Ihr ein Deutscher seid, ist jedenfalls eine Lüge.«
»Es ist die Wahrheit.«
»Pshaw! Ein Deutscher getraut sich nicht so weit hierher; es müsste denn Old Firehand sein, der einer ist.«
»Von dem komme ich.«
»Ihr? Hm! Woher denn?«
»Drei Tagesritte weit von hier, wo er sein Lager hat. Vielleicht habt Ihr davon gehört?«
»Ein gewisser Dick Stone war einmal da und hat mir allerdings gesagt, dass er ungefähr so weit zu reiten habe, um zu Old Firehand zu kommen, zu dem er gehörte.«
»Der lebt nicht mehr; er war ein Freund von mir.«
»Mag sein; aber ich darf Euch nicht trauen, denn Ihr habt einen Roten bei Euch, und

die gegenwärtigen Zeiten sind nicht danach, dass man Leute dieser Farbe bei sich eintreten lässt.«
»Wenn dieser Indianer zu Euch kommt, so müsst Ihr es als eine Ehre für Euch ansehen, denn er ist Winnetou, der Häuptling der Apachen.«
»Winnetou? Alle Wetter, wenn das wahr wäre! Er mag mir doch einmal sein Gewehr zeigen!«
Winnetou nahm seine Silberbüchse vom Rücken und hielt sie so, dass der Settler sie sehen konnte, da rief dieser:
»Silberne Nägel! Das stimmt. Und Ihr, Weißer, habt zwei Gewehre, ein großes und ein kleines; da komme ich auf eine Idee. Ist das große etwa ein Bärenlöter?«
»Ja.«
»Und das kleine ein Henrystutzen?«
»Ja.«
»Und Ihr habt einen Prärienamen, welcher anders lautet als Euer eigentlicher, den Ihr mir gesagt habt?«
»Sehr richtig!«

»Seid Ihr etwa Old Shatterhand, der allerdings ein Deutscher von drüben her sein soll?«

»Der bin ich allerdings.«

»Dann herein, schnell herein, Mesch'schurs! Solche Leute sind mir freilich

hochwillkommen. Ihr sollt alles haben, was Euer Herz begehrt, wenn ich es besitze.«

Die Gewehr-läufe verschwanden, und gleich darauf erschien der Settler unter der Tür. Er war ein ziemlich alter, kräftiger und starkknochiger Mann, dem man es beim ersten Blick ansah, dass er mit dem Leben gekämpft hatte, ohne sich werfen zu lassen. Er streckte uns beide Hände entgegen und führte uns in das Innere des Blockhauses, wo sich seine Frau und sein Sohn, ein junger, kräftiger Bursche, befanden. Zwei andere Söhne waren, wie wir erfuhren, im Walde beschäftigt.

Das Innere des Hauses bestand aus einem einzigen Raume. An den Wänden hingen Gewehre und verschiedene Jagdtrophäen. Über dem aus Steinen errichteten einfachen

Herde brodelte kochendes Wasser in einem eisernen Kessel; das notwendigste Geschirr stand dabei auf einem Brette. Einige Kisten dienten als Kleiderschrank und Vorratskammern, und an der Decke hing so viel geräuchertes Fleisch, dass die aus fünf Personen bestehende Familie monatelang davon leben konnte. In der vordern Ecke stand ein selbstgezimmerter Tisch mit einigen ebensolchen Stühlen. Wir wurden aufgefordert, uns da niederzusetzen, und erhielten, während der Sohn draußen unsere Pferde besorgte, von dem Settler und seiner Frau ein Abendessen aufgetragen, welches, die Verhältnisse berücksichtigt, nichts zu wünschen übrig ließ. Während des Essens kamen die beiden Söhne aus dem Walde und setzten sich ohne große Umstände bei uns nieder, um tüchtig zuzulangen, ohne sich an der Unterhaltung zu beteiligen, welche ausschließlich ihr Vater mit uns führte.

»Ja, Mesch'schurs«, sagte er, »ihr dürft es mir nicht übel nehmen, dass ich euch etwas

rau angesprochen habe. Man hat hier mit den Roten zu rechnen, besonders mit den Okananda-Sioux, welche erst kürzlich einen Tagesritt von hier ein Blockhaus überfallen haben. Und fast noch weniger ist den Weißen zu trauen, denn hierher kommen nur solche, die sich im Osten nicht mehr sehen lassen dürfen. Darum freut man sich doppelt, wenn man einmal Gentlemen, wie ihr seid, zu sehen bekommt. Also den Pedlar wollt ihr haben? Beabsichtigt ihr ein Geschäft mit ihm?»

»Ja«, antwortete ich, während Winnetou sich nach seiner Gewohnheit schweigsam verhielt.

»Was für eines ist es? Ich frage nicht aus Neugierde, sondern um euch Auskunft zu erteilen.«

»Wir wollen ihm Felle verkaufen.«

»Viel?«

»Ja.«

»Gegen Waren oder Geld?«

»Womöglich Geld.«

»Da ist er euer Mann, und zwar der einzige, den ihr hier finden könnt. Andere

Pedlars tauschen nur; dieser aber hat stets auch Geld oder doch Gold bei sich, weil er auch die Diggins besucht. Er ist ein Kapitalist, sage ich euch, und nicht etwa ein armer Teufel, der seinen ganzen Kram auf dem Rücken herumträgt.«

»Ob auch ehrlich?«

»Hm, ehrlich! Was nennt ihr ehrlich? Ein Pedlar will Geschäfte machen, will verdienen und wird also nicht so dumm sein, sich einen Vorteil entgehen zu lassen. Wer sich von ihm betrügen lässt, ist selber schuld.

Dieser heißt Burton; er versteht sein Fach aus dem Fundamente und treibt es so, dass er stets mit vier oder fünf Gehilfen reist.«

»Wo denkt Ihr, dass er jetzt zu finden ist?«

»Werdet es noch heut Abend hier bei mir erfahren. Einer seiner Gehilfen, welcher Rollins heißt, war gestern da, um nach Aufträgen zu fragen; er ist flussaufwärts zu den nächsten Settlern geritten und wird zurückkommen, um bis morgen früh dazubleiben. Übrigens hat Burton in letzter Zeit einige Mal Pech gehabt.«

»Wieso?«

»Es ist ihm in kurzem fünf- oder sechsmal passiert, dass er, wenn er kam, um Geschäfte zu machen, die betreffende Niederlassung von den Indsman ausgeraubt und niedergebrannt gefunden hat. Das bedeutet für ihn nicht nur einen großen Zeitverlust, sondern auch einen direkten Schaden, gar nicht gerechnet, dass es selbst für einen Pedlar gefährlich ist, den Roten so im Wege herumzulaufen.«

»Sind diese Überfälle in eurer Nähe geschehen?«

»Ja, wenn man nämlich in Betracht zieht, dass hier im Westen die Worte nahe oder fern nach einem andern Maßstabe genommen werden als anderswo. Mein nächster Nachbar wohnt neun Meilen von hier.«

»Das ist zu beklagen, denn bei solchen Entfernungen könnt ihr im Falle einer Gefahr einander nicht beistehen.«

»Freilich richtig; habe aber trotzdem keine Angst. Dem alten Corner sollen die Roten ja

nicht kommen; ich heiße nämlich Corner, Sir. Würde ihnen schön heimleuchten!«

»Obgleich ihr nur vier Personen seid?«

»Vier? Ihr könnt meine Frau getrost auch als Person rechnen, und als was für eine! Die fürchtet sich vor keinem Indsman und weiß mit dem Gewehre grad so umzugehen, wie ich selbst.«

»Das glaube ich gern; aber wenn die Indianer in Masse kommen, so geht es eben nach dem alten Sprichworte: Viele Hunde sind des Hasen Tod.«

»Well! Aber muss man grad ein Hase sein? Ich bin zwar kein so berühmter Westmann wie ihr und habe weder eine Silberbüchse noch einen Henrystutzen; aber zu schießen verstehe ich auch; unsere Gewehre sind gut, und wenn ich meine Türe zumache, kommt mir gewiss kein Roter herein. Und wenn hundert draußen ständen, wir würden sie alle wegputzen, einen nach dem andern. Doch horch! Das wird wohl Rollins sein.« Wir hörten den Huftritt eines Pferdes, welches draußen vor der Tür angehalten

wurde. Corner ging hinaus. Wir hörten ihn mit jemand sprechen, und dann brachte er einen Mann herein, den er uns mit den Worten vorstellte:

»Dies ist Mr. Rollins, von dem ich euch gesagt habe, der Gehilfe des Pedlars, den ihr sucht.«

Und sich wieder zu dem Eintretenen wendend, fuhr er fort:

»Ich habe draußen gesagt, dass Euch eine große Überraschung bevorstehe, eine Überraschung nämlich darüber, was für Männer Ihr heute bei mir zu sehen bekommt. Diese beiden Gentlemen sind nämlich Winnetou, der Häuptling der Apachen, und Old Shatterhand, von denen Ihr gewiss schon oft gehört haben werdet. Sie suchen nach Mr. Burton, dem sie eine ganze Menge von Fellen und Pelzen verkaufen wollen.«

Der Händler war ein Mann in den mittleren Jahren, eine ganz gewöhnliche Erscheinung, ohne irgendetwas Auffälliges im guten oder im bösen Sinne. Seine Physiognomie war

gar nicht etwa geeignet, bei der ersten Betrachtung irgendein negatives Urteil hervorzurufen, und dennoch wollte mir der Gesichtsausdruck, mit dem er uns betrachtete, nicht gefallen. Waren wir wirklich so hervorragende Männer, wie er jetzt zu hören bekommen hatte, so musste er sich freuen, uns kennenzulernen; zugleich war ihm ein gutes Geschäft in Aussicht gestellt worden; das musste ihm lieb sein; aber in seinen Zügen war nichts von Freude oder Befriedigung zu lesen; ich glaubte viel mehr zu bemerken, dass es ihm nicht recht zu sein schien, mit uns zusammenzutreffen. Doch war es leicht möglich, dass ich mich täuschte; das, was mir nicht gefiel, konnte eine ganz unschuldige Zaghaftigkeit sein, welche er, der Gehilfe eines Händlers, zwei bekannten Westmännern gegenüber empfand. Darum überwand ich das mir grundlos erscheinende Vorurteil und forderte ihn auf, sich zu uns zu setzen, da wir geschäftlich mit ihm zu sprechen hätten.

Er bekam auch zu essen, schien aber keinen Appetit zu haben und stand bald vom Tische auf, um hinauszugehen und nach seinem Pferde zu sehen. Dazu brauchte er nicht lange Zeit, und doch verging weit über eine Viertelstunde, ohne dass er wiederkam. Ich kann es nicht Misstrauen nennen, aber es war doch etwas Ähnliches, was mich veranlasste, auch hinauszugehen. Sein Pferd stand angebunden vor dem Hause; er aber war nicht zu sehen. Es war längst Abend, doch schien der Mond so hell, dass ich ihn hätte bemerken müssen, wenn er in der Nähe gewesen wäre. Erst nach längerer Zeit sah ich ihn um die Ecke der Umzäunung kommen. Als er mich erblickte, blieb er für einen Augenblick stehen, kam aber dann schnell vollends heran.

»Seid Ihr vielleicht ein Freund von Mondscheinpromenaden, Mr. Rollins?«, fragte ich ihn.

»Nein, so poetisch bin ich nicht«, antwortete er.

»Es scheint mir aber doch!«

»Warum?«

»Ihr geht ja doch spazieren.«

»Aber nicht dem Monde zuliebe. Ich fühle mich nicht wohl; habe mir heut früh den Magen verdorben; dann das lange Sitzen im Sattel; musste mir ein wenig Bewegung machen. Das ist es, Sir.«

Er band sein Pferd los und führte es in die Umzäunung, wohin die unserigen auch gebracht worden waren; dann kam er mir nach in das Haus. Was hatte ich mich um ihn zu kümmern? Er war ja sein eigener Herr und konnte tun, was ihm beliebte; doch ist der Westmann nun einmal zur größten Vorsicht, zum Misstrauen verpflichtet und geneigt; aber der Grund, den Rollins mir für seine Entfernung angegeben hatte, war ein völlig stichhaltiger und befriedigender. Er hatte vorhin so wenig gegessen, darum war es leicht zu glauben, dass die Schuld an seinem Magen lag. Und dann, als wir drinnen wieder beisammen saßen, gab er sich so natürlich bescheiden, so unbefangen

und harmlos, dass mein Misstrauen, wenn ich ja noch welches gehabt hätte, ganz gewiss geschwunden wäre.

Wir sprachen natürlich vom Geschäft, von den jetzigen Preisen der Pelze, von der Behandlung, dem Transporte derselben und von allem, was sich auf unseren Handel bezog. Er zeigte sehr gute Fachkenntnisse und brachte dieselben in so anspruchsloser Weise zum Vorschein, dass selbst Winnetou Wohlgefallen an ihm zu haben schien und sich an dem Gespräche mehr, als sonst in seiner Gewohnheit lag, beteiligte. Wir erzählten unsere letzten Erlebnisse und fanden sehr aufmerksame Zuhörer. Natürlich erkundigten wir uns auch nach dem Pedlar selbst, ohne dessen Anwesenheit und Zustimmung das Geschäft ja nicht abgeschlossen werden konnte. Hierauf antwortete Rollins:

»Ich kann Euch leider nicht sagen, wo mein Prinzipal sich grad heute befindet oder morgen oder übermorgen befinden wird. Ich sammle die Aufträge und überbringe sie ihm

zu gewissen Tagen, an denen ich weiß, wo ich ihn treffen werde. Wie lange hat man zu reiten, um zu Mr. Firehand zu kommen?«

»Drei Tage.«

»Hm! Von heute an in sechs Tagen wird Mr. Burton oben am Riffley-Fork sein, und ich hätte also Zeit, mit Euch zu gehen, um mir die Ware anzusehen und den ungefähren Wert derselben zu bestimmen. Dann erstatte ich ihm Bericht und bringe ihn zu Euch, natürlich aber nur dann, wenn ich bei Euch der Ansicht werde, dass wir auf das Geschäft eingehen können und er derselben Meinung ist. Was sagt Ihr dazu, Sir?«

»Dass Ihr allerdings die Ware sehen müsst, ehe Ihr sie kaufen könnt. Nur wäre es mir lieber, wenn wir Mr. Burton selbst da hätten.«

»Das ist nun einmal nicht der Fall, und selbst wenn er hier wäre, fragte es sich sehr, ob er gleich mit Euch reiten könnte. Unser Geschäft hat einen größeren Umfang, als Ihr denkt, und der Prinzipal besitzt nicht die nötige Zeit, drei Tage weit zu reiten,

ohne vorher zu wissen, ob es ihm möglich sein werde, ein Gebot zu machen. Ich bin überzeugt, dass er Euch nicht selbst begleiten, sondern Euch einen von uns mitgeben würde, und da trifft es sich ja ganz gut, dass ich es grad jetzt ermöglichen kann, den Weg mit Euch zu machen. Sagt also ja oder nein, damit ich weiß, woran ich bin!«

Es gab nicht den mindesten Grund, seinen Vorschlag zurückzuweisen; ich war viel mehr überzeugt, ganz im Sinne Old Firehands zu handeln, indem ich antwortete:

»Habt Ihr die Zeit dazu, so ist es uns recht, dass Ihr mit uns reitet; aber dann gleich morgen früh!«

»Natürlich! Unsereiner hat keine Stunde, noch viel weniger ganze Tage zu verschenken. Wir brechen auf, sobald der Morgen graut, und darum schlage ich vor, dass wir uns zeitig niederlegen.«

Auch hiergegen gab es nichts einzuwenden, obwohl wir dann später freilich erfuhren, dass dieser Mann ganz und gar nicht so

harmlos war, wie er sich den Anschein gab. Er stand vom Tische auf und half der Settlersfrau, die Felle und Decken ausbreiten, auf welchen geschlafen werden sollte. Als sie damit fertig waren, gab er uns beiden unsere Plätze an.

»Danke!«, sagte ich. »Wir ziehen vor, im Freien zu liegen. Die Stube ist voller Rauch; draußen haben wir frische Luft.«

»Aber, Mr. Shatterhand, Ihr werdet nicht schlafen können, wenn Euch der helle Mond bescheint, und außerdem ist es jetzt kühl des Nachts.«

»Diese Kühle sind wir gewöhnt, und was den Mond betrifft, so kommt es uns nicht in den Sinn, ihm zu verbieten, dahin zu gucken, wohin es ihm beliebt.«

Er machte noch einige Versuche, uns von diesem Vorhaben abzubringen, doch vergeblich. Wir nahmen keinen Anstoß daran, und erst später, als wir ihn kennengelernt hatten, erinnerten wir uns, freilich zu spät, daran, dass dieses sein Zureden eigentlich auffällig gewesen war; wir hätten die

Absichtlichkeit bemerken sollen.

Ehe wir hinausgingen, machte der Wirt gegen uns die Bemerkung:

»Ich bin gewöhnt, die Tür zu verriegeln. Soll ich sie heute offen lassen, Mesch'schurs?«

»Warum das?«

»Ihr könntet etwas zu wünschen haben.«

»Wir werden nichts wünschen. In diesen Gegenden ist es nicht geraten, die Türen des Nachts unverschlossen zu halten. Hätten wir Euch ja etwas zu sagen, so würden wir es durch das Fenster tun.«

»Ja, die werden nicht zugemacht.«

Als wir aus dem Hause getreten waren, hörten wir deutlich, dass der Wirt hinter uns den Riegel vor die Tür schob. Der Mond stand so niedrig, dass das Gebäude seinen Schatten über die Umfriedigung warf, in welcher sich die Pferde befanden; wir gingen also dahinein, um im Dunkeln zu liegen. Swallow und Winnetous Pferd hatten sich nebeneinander niedergetan; ich breitete neben dem ersteren meine Decke aus, legte mich auf dieselbe und nahm den Hals des

Rappen zum Kopfkissen, wie ich schon oft getan hatte. Er war dies nicht nur gewöhnt, sondern er hatte es sehr gern. Bald schlief ich ein.

Ich mochte eine Stunde geschlafen haben, als ich durch eine Bewegung meines Pferdes aufgeweckt wurde. Es rührte sich nie, solange ich bei ihm lag, außer wenn etwas Ungewöhnliches passierte; jetzt hatte es den Kopf hoch erhoben und sog die Luft misstrauisch durch die Nüstern. Sofort war ich auf und ging in der Richtung, nach welcher Swallow windete, nach der Fenz; dies tat ich in gebückter Haltung, um nicht von außen gesehen zu werden. Indem ich vorsichtig über die Umzäunung lugte, bemerkte ich in der Entfernung von vielleicht zweihundert Schritten eine Bewegung, welche sich langsam näherte. Das war eine Anzahl von Menschen, welche am Boden lagen und herbeigekrochen kamen. Ich drehte mich um, Winnetou schnell zu benachrichtigen; da stand er schon hinter mir; er hatte im Schläfe die leisen Schritte

gehört, mit denen ich fortgeschlichen war.
»Sieht mein Bruder die Gestalten dort?«, fragte ich ihn.
»Ja«, antwortete er; »es sind rote Krieger.«
»Wahrscheinlich Okanandas, welche das Blockhaus überfallen wollen.«
»Old Shatterhand hat das Richtige erraten. Wir müssen in das Haus.«
»Ja, wir stehen dem Settler bei. Aber die Pferde können wir nicht hier lassen, denn die Okanandas würden sie mitnehmen.«
»Wir schaffen sie mit in das Haus. Komm schnell! Es ist gut, dass wir uns im Schatten befinden; da sehen uns die Sioux nicht.«
Wir kehrten schnell zu den Pferden zurück, ließen sie aufstehen und führten sie aus dem umfetzten Platze nach dem Hause. Eben wollte Winnetou die Schläfer drin durch das offene Fenster wecken, da sah ich, dass die Türe nicht verschlossen war, sondern eine Lücke offen stand; ich stieß sie vollends auf und zog Swallow in das Innere. Winnetou folgte mir mit seinem

Pferde und schob hinter sich den Riegel vor. Das Geräusch, welches wir verursachten, weckte die Schlafenden auf.
»Wer ist da? Was gibt es? Pferde im Hause?«, fragte der Settler, indem er aufsprang.
»Wir sind es, Winnetou und Old Shatterhand«, antwortete ich, weil er uns nicht erkennen konnte, denn das Feuer war ausgegangen.
»Ihr? Wie seid ihr hereingekommen?«
»Durch die Tür.«
»Die habe ich doch zugemacht!«
»Sie war aber offen.«
»Alle Wetter! Da muss ich den Riegel nicht ganz zugeschoben haben, als ihr hinausginget. Aber warum bringt ihr die Pferde herein?«
Er hatte freilich den Riegel vorgeschoben, aber der Händler hatte denselben, als die Settlers schliefen, wieder aufgemacht, damit die Indianer hereinkönnten. Ich antwortete:
»Weil wir sie uns nicht stehlen lassen wollen.«

»Stehlen lassen? Von wem?«

»Von den Okananda-Sioux, welche soeben herangeschlichen kommen, euch zu überfallen.«

Es lässt sich denken, welche Aufregung diese Worte hervorriefen. Corner hatte zwar am Abend gesagt, er fürchte sich nicht vor ihnen, aber nun sie wirklich kamen, erschrak er ungeheuer. Rollins gab sich den Anschein, als ob er ebenso entsetzt sei wie die andern. Da gebot Winnetou Ruhe, indem er sagte:

»Seid still! Mit Schreien kann man keinen Feind besiegen. Wir müssen eiligst darüber einkommen, wie wir die Okananda von uns abwehren wollen.«

»Darüber brauchen wir doch nicht erst zu beraten«, antwortete Corner. »Wir putzen sie mit unserm' Gewehr weg, einen nach dem andern, grad so, wie sie kommen. Erkennen können wir sie, denn der Mond scheint hell genug dazu.«

»Nein, das werden wir nicht tun«, erklärte der Apache.

»Warum nicht?«

»Weil man nur dann Menschenblut vergießen soll, wenn es durchaus notwendig ist.«

»Hier ist es notwendig, denn diese roten Hunde müssen eine Lehre bekommen, welche die Überlebenden nicht so leicht vergessen werden.«

»Mein weißer Bruder nennt die Indianer also rote Hunde? Er mag doch beherzigen, dass ich auch ein Indianer bin. Ich kenne meine roten Brüder besser, als er sie kennt. Wenn sie sich an einem Bleichgesichte vergreifen, so haben sie stets Ursache dazu. Entweder sind sie von ihm angefeindet worden, oder ein anderer Weißer hat sie durch irgendein Vorgeben, dem sie Glauben schenken müssen, dazu beredet. Die Ponkas überfielen uns bei Old Firehand, weil ihr Anführer ein Weißer war, und wenn diese Okananda-Sioux jetzt kommen, um dich zu berauben, so ist ganz gewiss auch ein Bleichgesicht schuld daran.«

»Das glaube ich nicht.«

»Was du glaubst, das ist dem Häuptling der

Apachen sehr gleichgültig, denn er weiß, dass es ganz gewiss so ist, wie er sagt!«

»Und wenn es so wäre, so müssten die Okanandas auf das strengste dafür bestraft werden, dass sie sich haben verführen lassen. Wer bei mir einbrechen will, den schieße ich nieder; das ist mein Recht und ich bin entschlossen, es auszuüben.«

»Dein Recht geht uns nichts an; wahre du es, wenn du allein bist; jetzt aber sind Old Shatterhand und Winnetou hier, und überall, wo sie sich befinden, sind sie gewohnt, dass man sich nach ihnen richtet. Von wem hast du dieses Settlement gekauft?«

»Gekauft? Dass ich so dumm wäre, es zu kaufen! Ich habe mich hierher gesetzt, weil es mir hier gefiel, und wenn ich die von dem Gesetze vorgeschriebene Zeit hier bleibe, gehört es mir.«

»Die Sioux, denen dieses Land gehört, hast du also wohl nicht gefragt?«

»Ist mir nicht eingefallen!«

»Und da wunderst du dich, dass sie dich als ihren Feind, als den Dieb und Räuber

ihres Landes behandeln? Da nennst du sie rote Hunde? Da willst du sie erschießen? Tu nur einen einzigen Schuss, so jage ich dir eine Kugel durch den Kopf!«

»Aber was soll ich denn tun?«, fragte der Settler, jetzt kleinlaut geworden, da er von dem berühmten Apachen in dieser Weise angesprochen wurde.

»Nichts sollst du tun, gar nichts«, antwortete dieser. »Ich und mein Bruder Old Shatterhand werden für dich handeln. Wenn du dich nach uns richtest, wird dir nichts, gar nichts geschehen.«

Diese Reden waren so schnell gewechselt worden, dass sie kaum mehr als eine Minute in Anspruch genommen hatten. Ich stand indessen an einem der Fenster und sah hinaus, um die Annäherung der Okanandas zu beobachten. Es war noch keiner zu sehen. Sie umschlichen das Haus jedenfalls erst von Weitem, um sich zu überzeugen, dass sie nichts zu befürchten hätten und ihr Kommen nicht bemerkt worden sei. Jetzt kam Winnetou zu mir hin

und fragte:

»Sieht mein Bruder sie kommen?«

»Noch nicht«, antwortete ich.

»Bist du mit mir einverstanden, dass wir keinen von ihnen töten?«

»Ganz und gar. Der Settler hat ihnen ihr Land gestohlen, und vielleicht hat ihr Kommen auch noch einen andern Grund.«

»Sehr wahrscheinlich. Wie aber machen wir es, sie von hier zu vertreiben, ohne Blut zu vergießen?«

»Mein Bruder Winnetou weiß das ebenso gut wie ich.«

»Old Shatterhand errät meine Gedanken wie stets und immer. Wir fangen einen von ihnen.«

»Ja, und zwar den, der an die Tür kommt, um zu lauschen. Oder nicht?«

»Ja. Es wird jedenfalls ein Späher kommen, um zu horchen; den nehmen wir fest.«

Wir gingen an die Tür, schoben den Riegel zurück und öffneten sie so weit, dass nur eine kleine Spalte entstand, grad weit genug, um hinausblicken zu können. An

diese stellte ich mich und wartete. Es verging eine geraume Zeit. Im Inneren des Hauses war es absolut dunkel und still. Niemand regte sich. Da hörte ich den Späher kommen, oder vielmehr, ich hörte ihn nicht, denn es war wohl nicht das Ohr, mit welchem ich seine Annäherung vernahm, sondern jener eigenartige Instinkt, welcher sich bei jedem guten Westmann ausbildet, sagte es mir. Und wenige Augenblicke später sah ich ihn. Er lag an der Erde und kam an die Tür gekrochen. Die Hand erhebend, befühlte er dieselbe. Im Nu hatte ich sie ganz geöffnet, lag auf ihm und fasste mit beiden Händen seinen Hals; er versuchte, sich zu wehren, strampelte mit den Beinen und schlug mit den Armen um sich, konnte aber keinen Ton hervorbringen. Ich zog ihn auf und schaffte ihn in das Haus, worauf Winnetou die Tür wieder verriegelte.

»Macht Licht, Mr. Corner!«, forderte ich den Settler auf. »Wollen uns den Mann einmal ansehen.«

Der Ansiedler kam dieser Aufforderung nach, indem er eine Hirsch-talg-kerze anzündete und mit derselben dem Indianer, den ich beim Halse losgelassen, aber bei den beiden Oberarmen wieder gepackt hatte, in das Gesicht leuchtete.

»Das >Braune Pferd<, der Häuptling der Okananda-Sioux!«, rief Winnetou aus. »Da hat mein Bruder Old Shatterhand einen sehr guten Fang gemacht!«

Der Indsman war unter meinem Griffe beinahe erstickt. Er holte jetzt einige Mal tief Atem und stieß dann bestürzt hervor:

»Winnetou, der Häuptling der Apachen!«

»Ja, der bin ich«, antwortete der Genannte.

»Du kennst mich, denn du hast mich schon gesehen. Dieser da aber hat noch nicht vor deinen Augen gestanden. Hast du seinen Namen gehört, den ich soeben genannt habe?«

»Old Shatterhand?«

»Ja. Dass er es ist, hast du empfunden, denn er hat dich ergriffen und hereingebracht, ohne dass du ihm zu

widerstehen vermochtest. Du befindest dich in unserer Gewalt. Was meinst du wohl, dass wir mit dir anfangen werden?«

»Meine berühmten Brüder werden mich wieder freigeben und fortgehen lassen.«

»Denkst du das wirklich?«

»Ja.«

»Warum?«

»Weil die Krieger der Okanandas nicht Feinde der Apachen sind.«

»Sie sind Sioux, und die Ponkas, welche uns kürzlich überfallen haben, gehören zu demselben Volke.«

»Wir haben nichts mit ihnen zu tun.«

»Das darfst du Winnetou nicht sagen. Ich bin der Freund aller roten Männer, aber wer Unrecht tut, der ist mein Feind, von welcher Farbe er auch sei. Und wenn du behauptest, mit den Ponkas nichts zu tun zu haben, so ist das eine Unwahrheit, denn ich weiß ganz genau, dass die Okanandas und die Ponkas sich nie-mals gegenseitig bekriegt haben und grad jetzt sehr eng miteinander verbunden sind; deine Ausrede gilt also

nichts in meinen Ohren. Ihr seid gekommen, diese Bleichgesichter hier zu überfallen; meinst du, dass ich und Old Shatterhand dies dulden werden?«

Der Okananda blickte eine Weile finster vor sich nieder und fragte dann:

»Seit wann ist Winnetou, der große Häuptling der Apachen, ungerecht geworden?

Der Ruhm, welcher von ihm ausgeht, hat darin seinen Grund, dass er stets bestrebt gewesen ist, keinem Menschen Unrecht zu tun. Und heut tritt er gegen mich auf, der ich in meinem Rechte bin!«

»Du täuschest dich, denn das, was ihr hier tun wollt, ist nicht recht.«

»Warum nicht? Gehört dieses Land nicht uns? Hat nicht jeder, der hier wohnen und bleiben will, die Erlaubnis dazu von uns zu holen?«

»Ja.«

»Diese Bleichgesichter haben es aber nicht getan; ist es da nicht unser gutes Recht, dass wir sie vertreiben?«

»Ja; dieses Recht euch abzusprechen, liegt

mir fern; aber es kommt auf die Art und Weise an, in welcher ihr es ausübt. Müsst ihr denn sengen, brennen und morden, um die Eindringlinge loszuwerden? Müsst ihr wie Diebe und Räuber, die doch sie sind, ihr aber nicht seid, des Nachts und heimlich kommen? Jeder tapfere Krieger scheut sich nicht, dem Feinde sein Angesicht offen und ehrlich zu zeigen; du aber kommst mit so viel Kriegern des Nachts, um einige wenige Menschen zu überfallen. Winnetou würde sich schämen, dies zu tun; er wird überall, wohin er kommt, erzählen, welch furchtsame Leute die Söhne der Okanandas sind; Krieger darf man sie gar nicht nennen.«

>Braunes Pferd< wollte zornig auffahren, aber das Auge des Apachen ruhte mit einem so mächtigen Blicke auf ihm, dass er nicht wagte, es zu tun, sondern nur in mürrischem Tone sagte:

»Ich habe nach den Gewohnheiten aller roten Männer gehandelt; man überfällt den Feind des Nachts.«

»Wenn ein Überfall nötig ist!«

»Soll ich diesen Bleichgesichtern etwa gute Worte geben? Soll ich sie bitten, wo ich befehlen kann?«

»Du sollst nicht bitten, sondern befehlen; aber du sollst nicht wie ein Dieb des Nachts geschlichen kommen, sondern offen, ehrlich und stolz als Herr dieses Landes am hellen Tage hier erscheinen. Sage ihnen, dass du sie nicht auf deinem Gebiete dulden willst; stelle ihnen einen Tag, bis zu welchem sie fort sein müssen, und dann, wenn sie deinen Willen nicht achten, kannst du deinen Zorn über sie ergehen lassen. Würdest du so gehandelt haben, so sähe ich in dir den Häuptling der Okananda, der mir gleichsteht; so aber erblicke ich in dir einen Menschen, der sich heimtückisch an andere schleicht, weil er sich nicht offen an sie wagt.«

Der Okananda starrte in eine Ecke des Raumes und sagte nichts; was hätte er dem Apachen auch entgegen können! Ich hatte seine Arme losgelassen; er stand also frei vor uns, aber freilich in der Haltung eines

Mannes, welcher sich bewusst ist, sich in keiner beneidenswerten Situation zu befinden. Über Winnetous ernstes Gesicht ging ein leises Lächeln, als er sich jetzt mit der Frage an mich wendete:

»>Braunes Pferd< hat geglaubt, dass wir ihn freigeben. Was sagt mein Bruder Old Shatterhand dazu?«

»Dass er sich da verrechnet hat«, antwortete ich. »Wer wie ein Mordbrenner kommt, wird als Mordbrenner behandelt. Er hat das Leben verwirkt.«

»Will Old Shatterhand mich etwa ermorden?«, fuhr der Okananda auf.

»Nein; ich bin kein Mörder. Ob ich einen Menschen ermorde oder ob ich ihn mit dem wohlverdienten Tode bestrafe, das ist ein großer Unterschied.«

»Habe ich den Tod verdient?«

»Ja.«

»Das ist nicht wahr. Ich befinde mich auf dem Gebiete, welches uns gehört.«

»Du befindest dich im Wigwam eines Bleichgesichtes; ob dieses auf deinem

Gebiete liegt, das ist gleichgültig. Wer ohne meine Erlaubnis in mein Wigwam eindringt, der hat nach den Gesetzen des Westens den Tod zu erwarten. Mein Bruder Winnetou hat dir gesagt, wie du hättest handeln sollen, und ich stimme voll-ständig mit ihm überein. Es kann uns kein Mensch tadeln, wenn wir dir jetzt das Leben nehmen. Aber du kennst uns und weißt, dass wir nie-mals Blut vergießen, wenn es nicht unumgänglich nötig ist. Vielleicht ist es möglich, mit dir ein Übereinkommen zu treffen, durch welches du dich retten kannst. Wende dich an den Häuptling der Apachen; dieser wird dir sagen, was du zu erwarten hast.«

Er war gekommen, um zu richten, und nun standen wir als Richter vor ihm; er befand sich in großer Verlegenheit; dies war ihm anzusehen, obgleich er sich große Mühe gab, es zu verbergen. Er hätte wohl gern noch et-was zu seiner Verteidigung gesagt, konnte aber nichts vorbringen. Darum zog er es vor zu schweigen, und sah dem Apachen mit einem Ausdrücke, welcher halb der-jenige

der Erwartung und halb der des unterdrückten Zornes war, in das Gesicht. Hierauf schweifte sein Auge zu Rollins, dem Gehilfen des Pedlars, hinüber. Ob dies Zufall war, oder ob es absichtlich geschah, das wusste ich in diesem Augenblicke nicht, doch kam es mir vor, als ob in diesem Blicke eine Aufforderung, ihn zu unterstützen, liege. Der Genannte nahm sich auch wirklich seiner an, indem er sich an Winnetou wendete:

»Der Häuptling der Apachen wird nicht blut-gierig sein. Man pflegt selbst hier im wilden Westen nur Taten zu bestrafen, welche wirklich ausgeführt worden sind; es ist aber hier noch nichts geschehen, auf was eine Strafe folgen muss.«

Winnetou warf ihm, wie ich sah, einen misstrauisch forschenden Blick zu und antwortete:

»Was ich und mein Bruder Old Shatterhand zu denken und zu beschließen haben, das wissen wir, ohne dass jemand es uns zu sagen braucht. Deine Worte sind also

unnütz, und du magst dir merken, dass ein Mann kein Schwätzer sein soll, sondern nur dann redet, wenn es notwendig ist.«

Warum diese Zurechtweisung? Winnetou wusste es wohl selbst kaum, aber wie es sich später herausstellte, hatte sein stets bewährter Instinkt auch hier wieder einmal das Richtige gefunden. Er fuhr, sich wieder an den Okananda wendend, fort:

»Du hast die Worte Old Shatterhands gehört; seine Meinung ist auch die meinige. Wir wollen dein Blut nicht vergießen, aber nur dann, wenn du mir jetzt die Wahrheit sagest. Versuche nicht, mich zu täuschen; es würde dir nicht gelingen. Sag mir also ehrlich, weshalb ihr hierher gekommen seid. Oder solltest du so feig sein, es leugnen zu wollen?«

»Uff!«, stieß der Gefragte zornig hervor.

»Die Krieger der Okananda sind keine so furchtsamen Menschen, wie du vorhin sagen wolltest. Ich leugne nicht. Wir wollten dieses Haus überfallen.«

»Und verbrennen?«

»Ja.«

»Was sollte mit den Bewohnern geschehen?«

»Wir wollten sie töten.«

»Habt ihr dies aus eigenem Antriebe beschlossen?«

Der Okananda zögerte mit der Antwort; darum sprach Winnetou sich deutlicher aus:

»Seid ihr vielleicht von irgendjemand auf diesen Gedanken gebracht worden?«

Auch jetzt schwieg der Gefragte, was in meinen Augen ebenso viel wie ein laut ausgesprochenes Ja bedeutete.

»Das >Braune Pferd< scheint keine Worte zu finden«, fuhr der Apache fort. »Er mag bedenken, dass es sich um sein Leben handelt. Wenn er es erhalten will, muss er reden. Ich will wissen, ob es einen Urheber dieses Überfalles gibt, welcher nicht zu den Kriegern der Okanandas gehört.«

»Ja, es gibt einen solchen«, ließ der Gefangene sich endlich hören.

»Wer ist es?«

»Würde der Häuptling der Apachen einen Verbündeten verraten?«

»Nein«, gab Winnetou zu.
»So darfst du mir nicht zürnen, wenn auch ich den meinigen nicht nenne.«
»Ich zürne dir nicht. Wer einen Freund verrät, verdient, wie ein räudiger Hund erschlagen zu werden. Du magst also den Namen verschweigen; aber ich muss wissen, ob der Mann ein Okananda ist.«
»Er ist keiner.«
»Gehört er zu einem andern Stamme?«
»Nein.«
»So ist er ein Weißer?«
»Ja.«
»Befindet er sich mit draußen bei deinen Kriegen?«
»Nein; er ist nicht hier.«
»So ist es also doch so, wie ich dachte, und auch mein Bruder Old Shatterhand hat es geahnt: es hat ein Bleichgesicht die Hand im Spiele. Das soll uns zur Milde stimmen. Wenn die Okananda-Sioux keine widerrechtliche Niederlassung der Bleichgesichter auf dem ihnen gehörigen Gebiete dulden wollen, so ist ihnen dies

nicht zu verdenken; aber zu morden brauchen sie deshalb doch nicht. Die Absicht dazu war da; sie ist jedoch nicht zur Ausführung gekommen, und so soll ihrem Häuptlinge das Leben und die Freiheit geschenkt sein, wenn er auf die Bedingung eingeht, die ich ihm stelle.«
»Was forderst du von mir?«, fragte >Braunes Pferd<.
»Zweierlei. Erstens musst du dich von dem Weißen, der euch verführt hat, lossagen.«
Diese Bedingung gefiel dem Okananda nicht; aber er ging nach einigem Zögern doch auf sie ein; als er dann nach der zweiten fragte, erhielt er zur Antwort:
»Du forderst von diesem Bleichgesichte hier, welches sich Corner nennt, die Ansiedlung von euch zu kaufen oder sie zu verlassen. Erst wenn er keine von diesen beiden Forderungen erfüllt, kehrst du mit deinen Kriegen zurück, ihn von hier zu vertreiben.«
Hierauf ging >Braunes Pferd< schneller ein; aber der Settler war dagegen. Er berief sich auf das Heimstättengesetz und brachte eine

lange Rede hervor, auf welche ihm Winnetou die kurze Antwort gab:

»Wir kennen die Bleichgesichter nur als Räuber unserer Ländereien; was bei solchen Leuten Gesetz, Recht oder Sitte ist, geht uns nichts an. Wenn du glaubst, hier Land stehlen zu dürfen und dann von eurem Gesetze gegen die Bestrafung geschützt zu werden, so ist das deine Sache. Wir haben für dich getan, was wir tun konnten; mehr darfst du nicht verlangen. Jetzt werden Old Shatterhand und ich mit dem Häuptlinge der Okananda das Kalumet rauchen, um dem, was wir ausgemacht haben, Geltung zu verleihen.«

Das war in einem solchen Tone gesprochen, dass Corner darauf verzichtete, etwas dagegen vorzubringen. Winnetou stopfte seine Friedenspfeife, und dann wurde das Übereinkommen, welches wir mit dem >Braunen Pferde< getroffen hatten, unter den gewöhnlichen, wohlbekannten Zeremonien besiegelt. Ob dem Okananda-Häuptlinge darauf zu trauen sei, das bezweifelte ich

kaum, und Winnetou war derselben Ansicht, denn er ging zu der Tür, schob den Riegel zurück und sagte zu ihm:

»Mein roter Bruder mag zu seinen Kriegern hinausgehen und sie fortführen; wir sind überzeugt, dass er das, was er versprochen hat, ausführen wird.«

Der Okananda verließ das Haus. Wir schlossen hinter ihm wieder zu und stellten uns an die Fenster, um als vorsichtige Leute ihn so weit wie möglich mit unseren Blicken zu verfolgen. Er entfernte sich nur einige Schritte und blieb dann im Mondscheine stehen; er wollte also von uns gesehen werden. Zwei Finger in den Mund steckend, ließ er einen gellenden Pfiff hören, auf welchen seine Krieger herbeigeeilt kamen. Sie waren natürlich höchst erstaunt darüber, von ihm so laut und auffällig zusammengerufen zu werden, während sie doch von ihm jedenfalls angewiesen worden waren, äußerst vorsichtig zu sein und ja kein Geräusch zu verursachen. Da erklärte er ihnen mit lauter Stimme, sodass wir

jedes Wort hörten:

»Die Krieger der Okananda mögen hören, was ihr Häuptling ihnen zu sagen hat! Wir sind gekommen, um das Bleichgesicht Corner dafür zu züchtigen, dass es sich ohne unsere Erlaubnis hier bei uns eingenistet hat. Ich schlich mich voran, um das Haus zu umspähen, und dies wäre mir gelungen, wenn sich nicht die zwei berühmtesten Männer der Prärie und der Berge hier befänden. Old Shatterhand und Winnetou, der Häuptling der Apachen, sind gekommen, um diese Nacht bei diesem Hause zu lagern. Sie hörten und sie sahen uns kommen und öffneten ihre starken Arme, um mich zu empfangen, ohne dass ich dies ahnen konnte; ich wurde ihr Gefangener und von der Faust Old Shatterhands in das Haus gezogen. Von ihm besiegt worden zu sein, ist keine Schande, sondern es ist eine Ehre, mit ihm und Winnetou ein Bündnis zu schließen und das Kalumet zu rauchen. Wir haben das getan und dabei beschlossen, dass den Bleichgesichtern, welche dieses

Haus bewohnen, das Leben geschenkt sein soll, wenn sie es entweder kaufen oder zu einer Zeit verlassen, welche ich ihnen bestimmen werde. Dies ist zwischen uns fest bestimmt worden, und ich werde das Wort halten, welches ich gegeben habe. Winnetou und Old Shatterhand stehen an den Fenstern und hören, was ich meinen Kriegern jetzt sage. Es ist Friede und Freundschaft zwischen uns und ihnen. Meine Brüder mögen mir folgen, nach unsern Wigwams heimzukehren.«

Er ging und verschwand mit seinen Leuten um die Ecke der Fenz. Wir verließen natürlich alle das Haus, um ihnen nachzusehen und uns zu überzeugen, dass sie sich wirklich entfernten. Sie taten dies, und wir waren sicher, dass es ihnen nicht einfallen würde, zurückzukehren. Darum holten wir unsere Pferde wieder aus dem Hause und legten uns da zu ihnen nieder, wo wir vorher gelegen hatten. Rollins aber, der Händler, war misstrauisch und ging ihnen nach, sie noch länger zu beobachten.

Später freilich stellte es sich heraus, dass er sich aus einem ganz andern Grunde entfernt hatte. Wann er zurückgekehrt war, wussten wir nicht, doch als wir am Morgen aufstanden, war er da. Er saß mit dem Wirte auf einem Baumklotze, welcher als Bank diente, vor der Tür.

Corner bot uns einen guten Morgen, welcher keineswegs freundlich klang. Er war wütend über uns, denn er hegte die Überzeugung, dass es unbedingt vorteilhafter für ihn gewesen wäre, wenn wir die Roten alle weggeputzt hätten, wie er sich ausdrückte. Nun musste er entweder fort oder bezahlen. Er tat mir übrigens nicht allzu sehr leid; warum hatte er sich in dieses Territorium gewagt. Was würde man in Illinois oder Vermont sagen, wenn ein Sioux-Indianer käme, sich mit seiner Familie in eine Gegend, die ihm gefiele, setzte und nun behauptete, >das ist mein!< Wir machten uns aus seinem Gezanke nichts, bedankten uns für das bei ihm Genossene und ritten fort.

Der Händler begleitete uns natürlich, doch war es fast ebenso, als ob er sich nicht bei uns befunden hätte, denn er hielt sich nicht zu uns, sondern ritt in gewisser Entfernung hinter uns her, ungefähr so wie ein Untergebener, welcher in dieser Weise den Vorgesetzten seinen Respekt zu erzeugen hat. Das hatte an sich gar nichts Auffälliges und war uns sogar lieb, da wir ungestört miteinander sprechen konnten und uns nicht mit ihm zu beschäftigen brauchten. Erst nach einigen Stunden kam er an unsere Seite, um mit uns über das abzuschließende Geschäft zu sprechen. Er erkundigte sich nach der Art und der Zahl der Fellvorräte, welche Old Firehand zu verkaufen beabsichtigte, und wir gaben ihm diejenige Auskunft, die wir zu geben vermochten. Hierauf fragte er nach der Gegend, wo Old Firehand auf uns wartete, und nach der Art und Weise, wie er seine Felle dort versteckt halte. Wir hätten ihm auch hierauf antworten können, taten dies aber nicht, weil wir ihn noch gar nicht

kannten und es überhaupt nicht
Gepflogenheit eines Westmannes und Jägers
ist, von den Verstecken zu sprechen, an
denen er seine Vorräte heimlich aufbewahrt.
Ob er uns dies übelnahm oder nicht, das
war uns gleich; er hielt sich von nun an
wieder zurück, und zwar in noch größerer
Entfernung als vorher.

Wir hatten auf dem Rückwege dieselbe
Richtung eingeschlagen, aus welcher wir
hergekommen waren, und fanden
infolgedessen keine Veranlassung, die
Gegend, durch welche wir ritten, so zu
untersuchen, wie es nötig gewesen wäre,
wenn wir sie nicht gekannt hätten.
Ausgeschlossen war dabei natürlich aber
nicht diejenige Vorsicht, welche der
Westmann selbst an Orten anwendet, die er
so genau wie seine Tasche kennt. Wir
blickten also immer nach Spuren von
Menschen oder Tieren aus, und diese
immerwährende Aufmerksamkeit war die
Ursache, dass uns gegen Mittag eine Fährte
auffiel, welche uns andernfalls vielleicht

entgangen wäre, weil sichtlich sehr viel
Sorgfalt darauf verwendet worden war, sie
zu verwischen. Vielleicht hätten wir sie
dennoch übersehen, wenn wir nicht an einer
Stelle auf sie getroffen wären, wo die
Betreffenden eine kurze Rast gemacht hatten
und das Gras, welches von ihnen
niedergedrückt worden war, sich noch nicht
wieder ganz aufgerichtet hatte. Wir hielten
natürlich an und stiegen ab, um die Spur
zu untersuchen. Während wir dies taten,
kam Rollins heran und sprang auch aus
dem Sattel, die Eindrücke zu betrachten.
»Ob dies wohl von einem Tiere oder von
einem Menschen ist?«, fragte er dabei.
Winnetou antwortete nicht; ich aber hielt es
für unhöflich, auch zu schweigen, und
machte darum die Bemerkung:
»Ihr scheint im Fährtenlesen nicht sehr
geübt zu sein. Hier muss einem doch gleich
der erste Blick sagen, wer dagewesen ist.«
»Also wohl Menschen?«
»Ja.«
»Das glaube ich nicht, denn da wäre das

Gras weit mehr zerstampft.«

»Meint Ihr, dass es hier Leute gibt, welche es sich zum Vergnügen machen, den Boden zu zerstampfen, um dann entdeckt und ausgelöscht zu werden?«

»Nein; aber mit Pferden ist es gar nicht zu umgehen, deutlichere Spuren zu verursachen.«

»Die Personen, welche hier gewesen sind, haben eben keine Pferde gehabt.«

»Keine Pferde? Das wäre auffällig, vielleicht sogar verdächtig. Ich denke, in dieser Gegend kann kein Mensch, der nicht beritten ist, existieren.«

»Ist auch meine Meinung; aber habt Ihr noch nicht erlebt oder gehört, dass jemand auf irgendeine Weise um sein Pferd gekommen ist?«

»Das wohl. Aber Ihr redet nicht von einem, sondern von mehreren Menschen. Einer kann sein Pferd verlieren, ob aber mehrere - - -?!«

Er tat so altklug, obgleich er nicht viel zu verstehen schien; ich hätte ihm nicht wieder

geantwortet, selbst wenn ich nicht jetzt von Winnetou gefragt worden wäre:

»Weiß mein Bruder Old Shatterhand, woran er mit dieser Fährte ist?«

»Ja.«

»Drei Bleichgesichter ohne Pferde; sie haben nicht Gewehre, sondern Stöcke in den Händen getragen. Sie sind von hier aus fortgegangen, indem einer in die Stapfen des andern trat und der hinterste die Eindrücke zu verwischen suchte; sie scheinen also anzunehmen, dass sie verfolgt werden.«

»Das kommt auch mir so vor. Ob sie vielleicht gar keine Waffen haben?«

»Wenigstens Flinten haben diese drei Weißen nicht. Da sie ausgeruht haben, müssten wir die Spuren ihrer Gewehre sehen.«

»Hm! Sonderbar! Drei unbewaffnete Bleichgesichter in dieser gefährlichen Gegend! Man kann sich das nur damit erklären, dass sie Unglück gehabt haben, vielleicht gar überfallen und beraubt worden

sind.«

»Mein weißer Bruder hat ganz meine Meinung. Diese Männer haben sich auf Stöcke gestützt, welche sie abgebrochen haben; man sieht die Löcher deutlich im Boden. Sie bedürfen wohl der Hilfe.«

»Wünscht Winnetou, dass wir sie ihnen gewähren?«

»Der Häuptling der Apachen hilft gern jedem, der seiner bedarf, und fragt nicht, ob es ein Weißer oder ein Roter ist. Doch mag Old Shatterhand bestimmen, was wir tun. Ich möchte helfen, aber ich habe kein Vertrauen.«

»Warum nicht?«

»Weil das Verhalten dieser Bleichgesichter ein zwei-deutiges ist. Sie haben sich große Mühe gegeben, ihre weiterführenden Spuren auszulöschen; warum haben sie die hier an der Lagerstelle nicht ebenso vertilgt?«

»Vielleicht glaubten sie, keine Zeit dazu zu haben. Oder: dass sie hier ausgeruht haben, das konnte man wissen; aber wohin sie dann gegangen sind, das wollten sie

verbergen.«

»Vielleicht ist es so, wie mein Bruder sagt; aber dann sind diese Weißen nicht gute Westmänner, sondern unerfahrene Leute. Wir wollen ihnen nach, um ihnen zu helfen.«

»Ich bin gern einverstanden, zumal es nicht den Anschein hat, dass wir da von unserer Richtung sehr abzuweichen brauchen.«

Wir stiegen wieder auf; Rollins aber zögerte damit und sagte in bedenklichem Tone:

»Ist es nicht besser, diese Leute sich selbst zu überlassen? Es kann uns doch nichts nützen, ihnen nachzureiten.«

»Uns freilich nicht, sondern ihnen«, antwortete ich.

»Aber wir versäumen unsere Zeit dabei!«

»Wir sind nicht so pressiert, dass wir versäumen müssten, Leuten zu helfen, welche der Unterstützung sehr wahrscheinlich bedürfen.«

Ich sagte das in einem etwas scharfen Tone; er brummte einige missmutige Worte in den Bart und stieg aufs Pferd, um uns zu folgen, die wir nun der Spur nachritten.

Ich hatte noch immer kein richtiges Vertrauen zu ihm, doch kam es mir nicht bei, ihn für so außerordentlich verschlagen zu halten, wie er wirklich war.

Die Fährte verließ den Wald und das Gebüsch und führte auf die offene Savanne hinaus; sie war frisch, höchstens eine Stunde alt, und da wir schnell ritten, dauerte es nicht lange, so sahen wir die Gesuchten vor uns. Als wir sie bemerkten, mochten sie ungefähr eine englische Meile von uns entfernt sein, und wir hatten diese Strecke erst halb zurückgelegt, als sie auf uns aufmerksam wurden. Einer von ihnen sah sich um, erblickte uns und teilte es den andern mit. Sie blieben eine kurze Zeit stehen, vor Schreck, wie es schien; dann aber begannen sie, zu laufen, als ob es sich um ihr Leben handele. Wir trieben unsere Pferde an; es war uns natürlich eine Leichtigkeit, sie einzuholen, doch rief ich ihnen, ehe wir sie erreichten, einige beruhigende Worte zu, und dies hatte zur Folge, dass sie stehen blieben.

Sie waren wirklich unbewaffnet, vollständig unbewaffnet; sie hatten nicht einmal ein Messer besessen, um sich die Stöcke abzuschneiden, sondern diese abgebrochen; ihre Anzüge aber befanden sich in gutem Zustande. Der eine von ihnen hatte ein Tuch um die Stirne gewickelt, und der andere trug den linken Arm in der Binde; der Dritte war unverletzt. Sie sahen uns mit misstrauischen, ja ängstlichen Blicken entgegen.

»Was rennt ihr denn in dieser Weise, Mesch'schurs?«, fragte ich, als wir bei ihnen anhielten.

»Wissen wir, wer und was ihr seid?«, antwortete der Älteste von ihnen.

»Das war gleich. Wir mochten sein, wer wir wollten, wir hätten euch auf alle Fälle eingeholt; darum war euer Rennen unnütz. Doch braucht ihr euch nicht zu sorgen; wir sind ehrliche Leute und euch, als wir eure Spur sahen, nachgeritten, um euch zu fragen, ob wir euch vielleicht mit etwas dienen können. Wir vermuteten nämlich, dass

euer gegenwärtiges Befinden nicht ganz nach euren Wünschen sei.«

»Da habt Ihr Euch freilich nicht getäuscht, Sir. Es ist uns übel ergangen, und wir sind froh, dass wir wenigstens das nackte Leben erhalten haben.«

»Bedaure es. Wer hat euch denn in dieser Weise mitgespielt? Etwa Weiße?«

»O nein, sondern die Okananda-Sioux.«

»Ach diese! Wann?«

»Gestern früh.«

»Wo?«

»Da droben am obern Turkey-River.«

»Wie ist das denn gekommen? Oder meint ihr vielleicht, dass ich lieber nicht danach fragen soll?«

»Warum nicht, wenn ihr nämlich wirklich das seid, wofür ihr euch ausbebt, nämlich ehrliche Leute. Wenn dies der Fall ist, so werdet ihr uns wohl erlauben, nach euren Namen zu fragen.«

»Die sollt ihr erfahren. Dieser rote Gentleman hier ist Winnetou, der Häuptling der Apachen; mich pflegt man Old

Shatterhand zu nennen, und dieser dritte Mann ist Mr. Rollins, ein Pedlar, der sich uns aus Geschäftsgründen angeschlossen hat.«

»Heigh-day, da ist ja jedes Misstrauen vollständig ausgeschlossen! Von Winnetou und Old Shatterhand haben wir genug gehört, wenn wir uns auch nicht zu den Westmännern rechnen dürfen. Das sind zwei Männer, auf welche man sich in jeder Lage verlassen kann, und wir danken dem Himmel, dass er euch in unsern Weg geführt hat. Ja, wir sind hilfsbedürftig, sehr hilfsbedürftig, Mesch'schurs, und ihr verdient ein Gotteslohn, wenn ihr euch unser ein wenig annehmen wollt.«

»Das werden wir gern; sagt uns nur, in welcher Weise dies geschehen kann!«

»Da müsst ihr erst erfahren, wer wir sind. Ich heiße Warton; dieser hier ist mein Sohn und der andere mein Neffe. Wir kommen aus der Gegend von Neu-Ulm herüber, um uns am Turkey-River anzusiedeln.«

»Eine große Unvorsichtigkeit!«

»Leider! Aber wir wussten dies nicht. Es wurde uns alles so schön und leicht hergemacht; es klang so, als ob man sich nur herzusetzen und die Ernten einzuheimsen brauche.«

»Und die Indianer? Habt ihr denn an diese gar nicht gedacht?«

»O doch; aber sie wurden uns ganz anders geschildert, als wir sie gefunden haben. Wir kamen wohlausgerüstet, um uns zunächst die Gelegenheit anzusehen und ein Stück gutes Land auszuwählen. Dabei fielen wir den Roten in die Hände.«

»Dankt Gott, dass ihr noch am Leben seid!«

»Freilich, freilich! Es sah erst weit schlimmer aus, als es hernach geschah. Die Kerls sprachen vom Marterpfahle und andern schönen Dingen; dann begnügten sie sich aber damit, uns außer den Kleidern alles, was wir besaßen, abzunehmen und dann fortzujagen. Sie schienen doch notwendigere Dinge vorzuhaben, als sich mit uns zu schleppen.«

»Notwendigere Dinge? Habt Ihr vielleicht

erfahren, was das gewesen ist?«

»Wir verstehen ihre Sprache nicht; aber der Häuptling hat, als er englisch mit uns radebrechte, einen Settler Namens Corner erwähnt, auf den sie es, wie es schien, abgesehen hatten.«

»Das stimmt. Den wollten sie am Abend überfallen, und darum hatten sie nicht Zeit und Lust, sich mit euch zu befassen. Diesem Umstande habt ihr euer Leben zu verdanken!«

»Aber was für ein Leben!«

»Wieso?«

»Ein Leben, welches kein Leben ist. Wir haben keine Waffe, nicht einmal ein Messer, und können kein Wild schießen oder fangen. Seit gestern früh haben wir Wurzeln und Beeren gegessen, und auch dies hat hier in der Prärie aufgehört. Ich glaube, wenn wir euch nicht getroffen hätten, müssten wir verhungern. Denn ich darf doch hoffen, dass ihr uns mit einem Stückchen Fleisch oder so etwas aushelfen könnt?«

»Das werden wir; aber sagt, wohin ihr

eigentlich wollt!«

»Nach Wilkes Fort.«

»Kennt ihr den Weg dorthin?«

»Nein, doch glaubten wir, die Richtung so ungefähr getroffen zu haben.«

»Dies ist allerdings der Fall. Habt ihr denn einen Grund, grad dorthin zu wollen?«

»Den besten, den es gibt. Ich sagte bereits, dass wir drei vorausgegangen seien, um uns das Land anzusehen; unsere Angehörigen sind hinterhergekommen und warten in Wilkes Fort auf uns. Erreichen wir glücklich diesen Ort, so ist uns dann geholfen.«

»Da habt ihr es jetzt möglichst gut getroffen. Wir haben ganz dieselbe Richtung mit euch und stehen in guter Verbindung mit Wilkes Fort. Ihr könnt euch uns anschließen.«

»Wirklich? Wollt ihr uns das erlauben, Sir?«

»Natürlich. Wir können euch doch nicht hier im Stiche lassen.«

»Aber die Roten haben uns die Pferde genommen; wir müssen also laufen, und das wird Euch Zeit kosten!«

»Das ist nicht zu ändern. Setzt euch jetzt nieder, und ruht euch aus; ihr sollt vor allen Dingen etwas zu essen haben.«

Der Pedlar schien mit diesem Gange der Sache nicht einverstanden zu sein; er fluchte leise vor sich hin und murmelte etwas von Zeitversäumnis und unnützer Mildherzigkeit; wir achteten aber nicht darauf, stiegen ab, lagerten uns mit in das Gras und gaben den drei Hilfsbedürftigen zu essen. Sie ließen es sich wohl schmecken, und dann, als sie sich ausgeruht hatten, setzten wir den unterbrochenen Ritt fort, indem wir von ihrer bisherigen Richtung ab- und in unsere frühere einbogen. Sie waren ganz glücklich darüber, von uns gefunden worden zu sein, und hätten sich wohl gern mehr mit uns unterhalten, wenn wir, nämlich Winnetou und ich, gesprächigere Leute gewesen wären.

Was den Pedlar betrifft, so machten sie zwar einige Male den Versuch, ihn zum Reden und Erzählen zu bringen, doch vergeblich; er war zornig über unser

Zusammentreffen mit ihnen und wies sie scharf von sich. Das machte ihn mir noch unsympathischer, als er mir vorher gewesen war, und infolgedessen schenkte ich ihm jetzt mehr, allerdings heimliche, Aufmerksamkeit, als ich bis jetzt für ihn gehabt hatte. Das Resultat dieser Aufmerksamkeit war aber ein ganz anderes, als man denken sollte. Ich bemerkte nämlich, dass, wenn er sich unbeobachtet wähnte, ein höhnisches Lächeln oder ein Ausdruck schadenfroher Genugtuung über sein Gesicht glitt. Und wenn dies der Fall war, so warf er dann allemal einen scharf forschenden Blick auf Winnetou und mich. Das hatte ganz gewiss etwas zu bedeuten, und zwar etwas für uns nicht Vorteilhaftes. Ich beobachtete ihn schärfer, wobei ich mich jedoch so in Acht nahm, dass er es nicht bemerken konnte, und sah hierauf noch ein Zweites. Er nahm nämlich zuweilen einen von den drei Fußgängern ins Auge, und wenn sich da die Blicke beider trafen, so glitten sie

zwar schnell voneinander ab, aber es war mir dabei ganz so, als ob ein gewisses, heimliches Einvernehmen zu bemerken sei. Sollten die vier einander kennen, sollten sie wohl gar zusammengehören? Sollte das abstoßende Wesen des Pedlar bloß Maske sein?

Aber welchen Grund konnte er haben, uns zu täuschen? Die andern drei waren uns zu Dank verpflichtet. Konnte ich mich nicht irren?

Sonderbar! Die - - ich möchte fast sagen, Kongruenz der Gefühle, Ansichten und Gedanken zwischen dem Apachen und mir machte sich auch jetzt wieder geltend. Eben als ich über die erwähnte Beobachtung nachdachte, hielt er sein Pferd an, stieg ab und sagte zu dem alten Warton:

»Mein weißer Bruder ist lang genug gegangen; er mag sich auf mein Pferd setzen. Old Shatterhand wird das seinige auch gern herleihen. Wir sind sehr schnelle Läufer und werden gleichen Schritt mit den Rossen halten.«

Warton tat so, als ob er diesen Dienst nicht annehmen wollte, fügte sich aber gern; sein Sohn bekam mein Pferd. Der Pedlar hätte das seinige nun eigentlich dem Neffen borgen sollen, tat dies aber nicht; darum wechselte dieser später mit dem Sohne ab. Da wir nun zu Fuße waren, konnte es nicht auffallen, dass wir hinterdrein schritten. Wir hielten uns so weit zurück, dass die andern unsere Worte nicht verstehen konnten, und waren außerdem so vorsichtig, uns der Apachensprache zu bedienen.

»Mein Bruder Winnetou hat sein Pferd nicht aus Mitleid, sondern aus einem andern Grunde hergegeben?«, fragte ich ihn.

»Old Shatterhand errät es«, antwortete er.

»Hat Winnetou die vier Männer auch beobachtet?«

»Ich sah, dass Old Shatterhand Misstrauen gefasst hatte, und hielt darum meine Augen auch offen. Es war mir aber schon vorher Verschiedenes aufgefallen.«

»Was?«

»Mein Bruder wird es erraten.«

»Wohl die Bandagen?«

»Ja. Der eine hat den Kopf verbunden, und der andere trägt den Arm in der Binde. Diese Blessuren sollen von dem gestrigen Zusammentreffen mit den Okananda-Sioux herkommen. Glaubst du das?«

»Nein; ich denke viel mehr, dass diese Leute gar nicht verwundet worden sind.«

»Sie sind es nicht. Seit wir sie getroffen haben, sind wir an zwei Wassern vorübergekommen, ohne dass sie halten geblieben sind, um ihre Wunden zu kühlen. Wenn aber die Blessuren erlogen sind, so ist es auch eine Lüge, dass sie von den Okanandas überfallen und ausgeraubt wurden. Und hat mein weißer Bruder sie beim Essen beobachtet?«

»Ja. Sie aßen viel.«

»Aber doch nicht so viel und so hastig wie einer, der seit gestern nur Beeren und Wurzeln genossen hat. Und am oberen Turkey-Creek wollen sie überfallen worden sein. Können sie sich da jetzt schon hier befinden?«

»Das weiß ich nicht, weil ich am oberen Creek noch nicht gewesen bin.«

»Sie könnten nur dann hier sein, wenn sie geritten wären. Also haben sie entweder Pferde, oder sie sind nicht am oberen Turkey gewesen.«

»Hm! Gesetzt, sie haben Pferde, warum leugnen sie es, und wem haben sie die Tiere anvertraut?«

»Das werden wir erforschen. Hält mein Bruder Old Shatterhand den Pedlar für einen Feind von ihnen?«

»Nein; er verstellt sich.«

»Das tut er; ich sah es auch. Er kennt sie. Vielleicht gehört er gar zu ihnen.«

»Warum aber diese Heimlichkeit? Welchen Grund und welchen Zweck kann sie haben?«

»Das können wir nicht erraten, aber wir werden es erfahren.«

»Wollen wir es ihnen nicht gleich in das Gesicht sagen, was wir von ihnen denken?«

»Nein.«

»Warum nicht?«

»Weil ihre Heimlichkeit auch eine Ursache

haben kann, welche uns nichts angeht. Diese vier Männer können trotz des Misstrauens, welches sie in uns erwecken, ehrliche Leute sein.

Wir dürfen sie nicht kränken; wir dürfen nicht eher etwas sagen, als bis wir überzeugt sind, dass sie böse Menschen sind.«

»Hm! Mein Bruder Winnetou beschämt mich zuweilen. Er besitzt manchmal weit mehr Zartgefühl als ich.«

»Will Old Shatterhand mir damit vielleicht einen Vorwurf machen?«

»Nein. Winnetou weiß, dass mir dies fern liegt.«

»Howgh! Man soll keinem Menschen ein Leid antun, bis man weiß, dass er es verdient. Es ist besser, ein Unrecht erleiden, als eins begehen. Mein Bruder Shatterhand mag nachdenken. Hat der Pedlar einen Grund, Böses gegen uns im Schilde zu führen?«

»Ganz und gar nicht. Er hat viel mehr alle Ursache, sich freundschaftlich gegen uns zu stellen.«

»So ist es. Er will unsere Vorräte sehen; sein Herr soll ein gutes Geschäft mit Old Firehand machen. Dies kann aber nicht geschehen, wenn unterwegs et was Feind seliges gegen uns ausgeführt wird. Man würde von uns nie erfahren, wo Old Firehand mit seinen Schätzen sich befindet. Also selbst wenn dieser Händler für später eine böse Tat planen sollte, bis er die Vorräte gesehen hat, haben wir nichts von ihm zu fürchten. Stimmt mir mein Bruder bei?«

»Ja.«

»Und nun die drei Männer, welche sich für überfallene Ansiedler ausgeben - - -«

»Sie sind es nicht.«

»Nein; sie sind et was anderes.«

»Aber was?«

»Mag es sein, was es wolle, solange wir uns unterwegs befinden, haben wir auch von ihnen nichts Böses zu erwarten.«

»Aber dann vielleicht? Wenn wir mit ihnen in der Festung angekommen sind?«

»Uff!«, lächelte Winnetou vor sich hin. »Mein

Bruder Shatterhand hat wieder einmal dieselben Gedanken wie ich!«

»Das ist kein Wunder; diese Vermutung liegt so nahe; es gibt fast keine andere.«

»Dass diese vier alle Händler sind und zusammengehören?«

»Ja. Corner sagte ja gestern, dass Burton, der Pedlar, mit vier oder fünf Gehilfen arbeite. Vielleicht heißt dieser angebliche alte Warton Burton. Beide Namen klingen einander ähnlich. Er ist in der Nähe von Corners Settlement gewesen, und Rollins, der Gehilfe, war in der Nacht fort. Er hat seinen Herrn von dem großen Geschäfte, welches er machen kann, benachrichtigt, und dieser hat sich mit zwei andern Gehilfen unterwegs zu uns gesellt.«

»Aber in welcher Absicht? In guter oder in böser? Was meint mein weißer Bruder?«

»Hm, ich möchte das Letztere behaupten. Wäre die Absicht keine böse, so könnte sie nur darin bestehen, sich unter falscher Flagge bei uns Eingang zu verschaffen, um die Vorräte selbst taxieren zu können, ohne

uns merken zu lassen, dass er der eigentliche Händler, der Besitzer des Geschäftes ist. Das hat aber eigentlich gar keinen Zweck, weil der Gehilfe das Taxieren wohl ebenso gut vornehmen kann.«

»Das ist richtig. Es bleibt also nur das eine übrig, dass die drei mit dem Gehilfen Rollins' zu uns wollen, um die Felle zu sehen und sie uns dann ohne Bezahlung abzunehmen.«

»Also Raub, gar Mord?«

»Ja.«

»Ich nehme dies auch an.«

»Es ist das Richtige. Wir haben es mit bösen Menschen zu tun! Aber unterwegs brauchen wir keine Sorge zu haben; es wird uns nichts geschehen. Die Tat soll erst dann vorgenommen werden, wenn alle vier sich in der Festung befinden.«

»Und dies ist ja ganz leicht zu vermeiden. Rollins müssen wir mitnehmen; das ist nicht zu umgehen; die andern aber verabschieden wir vorher; wir haben guten Grund dazu, denn sie wollen nach dem Fort zu ihren

Familien. Dennoch aber dürfen wir auch unterwegs keine Vorsicht versäumen. Wir glauben zwar, das Richtige getroffen zu haben, können uns aber doch noch täuschen. Wir müssen diese vier Männer nicht nur bei Tage, sondern auch während der Nacht scharf beobachten.«

»Ja, das müssen wir, denn es ist anzunehmen, dass sich jemand mit ihren Pferden stets in der Nähe befindet. Es darf stets nur einer von uns beiden schlafen; der andere muss wach und zum Kampfe gerüstet sein, doch so, dass diese Leute es nicht bemerken.«

Dies waren die Mitteilungen, die wir uns gegenseitig machten. Winnetou hatte mit seinem Scharfsinne wieder einmal das Richtige getroffen, das Richtige, aber doch nicht das Vollständige; hätten wir ahnen können, worin dieses Letztere bestand, so wären wir wohl kaum imstande gewesen, äußerlich ruhig zu bleiben und unsere Erregung vor unsern Begleitern zu verbergen.

Wir nahmen während des Nachmittags unsere Pferde nicht zurück, obgleich sie uns wiederholt angeboten wurden. Als der Abend anbrach, hätten wir am liebsten auf der freien, offenen Prärie gelagert, weil wir da den nötigen Rundblick hatten und jede Annäherung eines uns bisher etwa Verborgenen leichter bemerken konnten; aber es wehte ein scharfer Wind, welcher Regen mit sich brachte, und wir wären durch und durch nass geworden; darum zogen wir es doch vor, weiterzureiten, bis wir an einen Wald gelangten. Am Rande desselben gab es einige hohe und sehr dichtbelaubte Bäume, deren Blätterdach den Regen von uns abhielt. Dies bildete für uns eine Annehmlichkeit, welcher wir die Gefahr unterordneten, die es wahrscheinlich heute noch für uns gab, und der wir, wenn sie doch wider Erwarten eintreten sollte, durch die gewohnte Vorsicht begegnen konnten. Unser Proviant war nur für zwei Personen berechnet gewesen; aber Rollins hatte auch welchen mit, und so langte er heut Abend

für uns alle; es blieb noch welcher übrig, und morgen konnten wir uns um ein Wild kümmern.

Nach dem Essen sollte eigentlich geschlafen werden; aber unsere Begleiter hatten noch keine Lust dazu; sie unterhielten sich sehr angelegentlich, obgleich wir ihnen das laute Reden verboten. Sogar Rollins war gesprächig geworden und erzählte einige Abenteuer, die er während seiner Handelsreisen erlebt haben wollte. Da gab es für Winnetou und mich natürlich auch keinen Schlaf; wir mussten also wach bleiben, obwohl wir uns nicht am Gespräch beteiligten.

Diese Unterhaltung kam mir nicht ganz zufällig vor; sie machte den Eindruck auf mich, als ob sie mit Absicht in dieser Weise geführt werde. Sollte dadurch etwa unsere Aufmerksamkeit von der Umgebung abgelenkt werden? Ich beobachtete Winnetou und bemerkte, dass er den gleichen Gedanken hegte, denn er hatte alle seine Waffen, selbst das Messer auch, griffbereit und hielt

scharfen Ausguck nach allen Seiten, obgleich nur ich allein, der ihn genau kannte, dies bemerkte. Seine Lider waren fast ganz auf die Augen gesenkt, sodass es schien, als ob er schlafe; aber ich wusste, dass er durch die Wimpern hindurch alles auf das sorgfältigste beobachtete. Bei mir war natürlich dasselbe auch der Fall.

Der Regen hatte aufgehört, und der Wind wehte nicht mehr so steif wie vorher. Am liebsten hätten wir den Lagerplatz nun hinaus in das Freie verlegt, aber dies konnte nicht geschehen, ohne dass wir Anstoß erregten und Widerspruch erweckten; darum musste es so bleiben, wie es war. Ein Feuer brannte nicht. Da die Gegend, in der wir uns befanden, den feindlichen Siouxindianern gehörte, hatten wir einen guten Vorwand gehabt, das Anzünden einer Flamme zu untersagen. Ein Feuer musste uns nicht nur den Roten, sondern auch den etwaigen Verbündeten unserer Begleiter verraten, und da unsere Augen an die Dunkelheit gewöhnt waren, hatten wir die

Gewissheit, jede Annäherung nicht nur zu hören, sondern auch zu sehen. Das Hören wurde uns durch die Unterhaltung allerdings einstweilen noch erschwert; desto tätiger aber waren unsere Augen.

Wir saßen, wie gesagt, unter den Bäumen am Waldesrande und hielten dem Walde die Gesichter zugekehrt, denn es war anzunehmen, dass, falls ein Feind sich uns nähern sollte, er dies von dort aus tun werde. Dann ging die dünne Sichel des Mondes auf und warf ihr leises, mattes Licht unter den Wipfel, der sich über uns wölbte. Das Gespräch wurde noch immer ununterbrochen fortgesetzt; man richtete die Worte zwar nicht direkt an uns, aber es war doch nicht zu verkennen, dass unsere Aufmerksamkeit gefesselt und von anderem abgelenkt werden sollte. Winnetou lag lang ausgestreckt am Boden, mit dem linken Ellbogen im Grase und den Kopf in die hohle Hand gestützt. Da bemerkte ich, dass er das rechte Bein langsam und leise näher an den Leib zog, sodass das Innenknie

einen stumpfen Winkel bildete. Hatte er etwa vor, einen Knieschuss zu tun, den berühmten, aber äußerst schwierigen Knieschuss, den ich schon an anderer Stelle beschrieben habe?

Ja wirklich! Er griff nach dem Kolben seiner Silberbüchse und legte, anscheinend ganz ohne alle Absicht oder nur spielend, den Lauf eng an den Oberschenkel. Ich folgte mit dem Auge der nunmehrigen Richtung dieses Laufes und sah unter dem vierten Baume von uns ein Buschwerk stehen, zwischen dessen Blättern ein leises, leises, wie phosphoreszierendes Schimmern zu bemerken war, zu bemerken allerdings nur für das geübte Auge eines Mannes von der Sorte des Apachen. Das waren zwei Menschenaugen; dort im Gebüsch steckte einer, der uns beobachtete. Winnetou wollte, ohne eine auffällige Bewegung zu machen, ihn durch den Knieschuss zwischen die Augen, die allein sichtbar waren, schießen. Noch ein klein, klein wenig höher die Gewehrmündungen, dann waren die Augen

fixiert. Ich wartete mit größter Spannung auf den nächsten Augenblick; Winnetou verfehlte nie sein Ziel, selbst des Nachts und bei diesem schwierigen Schusse nicht. Ich sah, dass er den Finger an den Drücker legte; aber er schoss nicht; er nahm den Finger wieder weg und ließ das Gewehr sinken, um das Bein wieder auszustrecken. Die Augen waren nicht mehr zu sehen; sie waren verschwunden.

»Ein kluger Kerl!«, raunte er mir in der Sprache der Apachen zu.

»Einer, dem der Knieschuss wenigstens bekannt ist, wenn er ihn auch nicht selbst fertig bringt«, antwortete ich ihm leise in derselben Mundart.

»Es war ein Bleichgesicht.«

»Ja. Ein Sioux, und nur solche gibt es hier, macht die Augen nicht so weit auf. Wir wissen nun, dass ein Feind in der Nähe ist.«

»Er weiß aber auch, dass wir seine Anwesenheit kennen.«

»Leider. Er hat es daraus ersehen, dass du

auf ihn schießen wolltest, und wird sich nun sehr in Acht nehmen!«

»Das nützt ihm nichts, denn ich beschleiche ihn.«

»Höchst gefährlich!«

»Für mich?«

»Er wird es erraten, sobald du dich von hier entfernst.«

»Pshaw! Ich tue, als ob ich nach den Pferden sehen will. Das fällt nicht auf.«

»Überlass es lieber mir, Winnetou!«

»Soll ich dich in die Gefahr schicken, weil ich sie scheue? Winnetou hat die Augen eher gesehen als du und besitzt also das Recht, den Mann zuerst zu ergreifen. Mein Bruder mag mir nur dazu verhelfen, dass ich mich entfernen kann, ohne dass der Mann ahnt, wem es gilt.«

Infolge dieser Aufforderung wartete ich noch eine kleine Weile und wendete mich dann an die in ihr Gespräch vertieften Gefährten:
»Jetzt hört einmal auf! Wir brechen morgen zeitig auf und wollen nun schlafen. Mr. Rollins, habt Ihr Euer Pferd gut

angebunden?«

»Ja«, antwortete der Gefragte in unwilligem Tone über diese Störung.

»Das meinige ist noch frei«, meinte Winnetou laut. »Ich gehe, es draußen im Grase anzuhebeln, damit es während der Nacht fressen kann. Soll ich das meines Bruders Shatterhand auch mitnehmen?«

»Ja«, stimmte ich bei, damit es den Anschein habe, dass es sich wirklich um die Pferde handle.

Er erhob sich langsam, schlang seine Santillodecke um die Schultern und ging, um die Pferde eine Strecke weit fortzuführen. Ich wusste, dass er sich dann auf die Erde legen und nach dem Walde kriechen würde. Die Santillodecke konnte er dabei nicht gebrauchen; er hatte sie trotzdem mitgenommen, um den Betreffenden zu täuschen.

Das kurz unterbrochene Gespräch wurde jetzt wieder fortgesetzt; dies war mir einestheils lieb und andernteils unlieb. Ich konnte nicht hören, was Winnetou tat, aber

auch er konnte nun von dem, den er beschleichen wollte, nicht gehört werden. Ich senkte die Lider und tat, als ob ich mich um nichts bekümmerte, beobachtete aber den Rand des Waldes auf das schärfste. Es vergingen fünf Minuten, zehn Minuten; es wurde eine Viertel-, ja fast eine halbe Stunde daraus. Es wollte mir angst um Winnetou werden; aber ich wusste, wie schwer das Anschleichen unter solchen Umständen ist und wie langsam es geht, wenn es sich um einen Feind handelt, welcher scharfe Sinne besitzt und dazu ahnt, dass er überrumpelt werden soll. Da endlich hörte ich seitwärts hinter mir Schritte, also in der Gegend, nach welcher sich der Apache mit den Pferden entfernt hatte. Den Kopf leicht wendend, sah ich ihn von Weitem kommen; er hatte die Santillodecke wieder umgehängt und den versteckten Feind also unschädlich gemacht. Erleichterten Herzens drehte ich den Kopf wieder herum, ruhig abzuwarten, dass er sich neben mich niederlassen werde. Seine Schritte kamen

näher und näher; sie blieben hinter mir stehen, und eine Stimme, welche nicht die seinige war, rief.

»Nun diesen hier!«

Mich rasch wieder umblickend, sah ich zwar die Santillodecke, aber der sie sich, um mich zu täuschen, umgehängt hatte, war nicht Winnetou, sondern ein bärtiger Kerl, der mir bekannt vorkam. Er hatte die drei Worte gesprochen und dabei mit dem Gewehrkolben zum Schlage gegen mich ausgeholt. Mich blitzschnell zur Seite wälzend, suchte ich dem Hiebe zu entgehen, aber doch schon zu spät; er traf mich noch, zwar nicht auf den Kopf, aber in das Genick, also an einer noch gefährlicheren Stelle; ich war sofort gelähmt und bekam einen zweiten Hieb auf den Schädel, sodass ich die Besinnung verlor.

Ich musste, wahrscheinlich infolge des Schlages ins Genick, wenigstens fünf oder sechs Stunden so gelegen haben, denn als ich wieder zu mir kam und es nach langer Anstrengung fertig brachte, die bleischweren

Lider ein wenig zu öffnen, graute bereits der Morgen. Die Augen fielen mir sofort wieder zu; ich befand mich in einem Zustande, welcher weder dem Schläfe noch dem Wachen noch einem Mitteldinge zwischen beiden glich. Es war mir, als ob ich gestorben sei und als ob mein Geist aus der Ewigkeit herüberlausche auf das Gespräch, welches an meiner Leiche geführt wurde. Aber ich konnte die einzelnen Worte nicht verstehen, bis ich eine Stimme, deren Klang mich vom Tode hätte erwecken können, sagen hörte:

»Dieser Hund von Apachen will nichts gestehen, und den andern habe ich erschlagen! Jammerschade! Auf ihn hatte ich mich ganz besonders gefreut. Er sollte es doppelt und zehnfach fühlen, was es heißt, in meine Hände zu fallen! Ich gäbe viel, sehr viel drum, wenn ich ihn nur betäubt und nicht getötet hätte.«

Der Klang dieser Stimme riss mir förmlich die Augen auf; ich starrte den Mann an, den ich wegen des dichten Vollbartes, den

er jetzt trug, bei dem ersten, todesmatten Blicke nicht erkannt hatte. Diese außerordentliche Wirkung wird begreiflich erscheinen, wenn ich sage, dass ich Santer, keinen andern als Santer, mir gegenüber sitzen sah. Ich wollte die Augen wieder schließen, wollte es nicht merken lassen, dass ich noch lebte; aber ich brachte es nicht fertig; es war mir unmöglich, die Lider, die mir erst von selbst so schwer zugefallen waren, zu senken; ich starrte ihn an, geradeaus, in einem fort, ohne den Blick von ihm wenden zu können, bis er es bemerkte. Er sprang auf und rief, indem sein Gesicht in plötzlicher Freude strahlte:

»Er lebt; er lebt! Seht ihr es, dass er die Augen geöffnet hat? Wollen doch gleich einmal sehen, ob ich mich täusche oder nicht.«

Er richtete eine Frage an mich; als ich diese nicht sogleich beantwortete, kniete er neben mir nieder, fasste mich hüben und drüben beim Kragen und rüttelte mich auf

und nieder, sodass der Hinterkopf hart gegen die Steine schlug, aus denen der Erdboden an dieser Stelle bestand. Ich konnte mich nicht dagegen wehren, weil ich so gefesselt war, dass ich kein Glied zu rühren vermochte. Dabei brüllte er:
»Willst du wohl antworten, Hund! Ich sehe, dass du lebst, dass du bei Besinnung bist, dass du antworten kannst. Wenn du nicht reden willst, werde ich dir Worte machen!«
Bei dem Auf- und Niederschlagen meines Kopfes bekam dieser eine Richtung, welche es mir ermöglichte, seitwärts zu blicken. Da sah ich Winnetou liegen, krumm geschlossen, in Form eines Ringes, ungefähr in der Weise, welche man durch den Ausdruck >in den Bock gespannt< zu bezeichnen pflegt. Eine solche Lage hätte selbst einem Kautschukmanne die größten Schmerzen bereitet. Was musste er ausstehen! Und vielleicht waren ihm die Glieder schon stundenlang in dieser unmenschlichen Weise zusammengebunden. Außer ihm und Santer sah ich nur den angeblichen Warton mit

seinem Sohne und seinem Neffen; Rollins, der Gehilfe des Pedlars, war nicht da.
»Also, wirst du reden?«, fuhr Santer in drohendem Tone fort. »Soll ich dir die Zunge mit meinem Messer lösen? Ich will wissen, ob du mich kennst, ob du weißt, wer ich bin, und ob du hörst, was ich sage!«
Was hätte das Schweigen genützt? Unsere Lage wäre dadurch nur verschlimmert worden. Ich durfte mich schon um Winnetous willen nicht starrköpfig zeigen. Freilich, ob ich reden konnte, das wusste ich nicht; ich versuchte es, und siehe da, es ging; ich brachte, wenn auch mit schwacher, lallender Stimme, die Worte hervor:
»Ich erkenne Euch; Ihr seid Santer.«
»So, so! Erkennst du mich?«, lachte er mir höhnisch in das Gesicht. »Hast wohl große Freude? Bist wohl ganz entzückt, mich hier zu sehen? Eine herrliche, eine unvergleichlich frohe Überraschung für dich! Nicht?«
Ich zögerte, diese hämische Frage zu

beantworten; da zog er sein Messer, setzte mir die Spitze desselben auf die Brust und drohte:

»Willst du auf der Stelle Ja sagen, ein lautes Ja! Sonst stoße ich dir augenblicklich die Klinge in den Leib!«

Da warf mir Winnetou trotz seiner Schmerzen die Mahnung zu:

»Mein Bruder Shatterhand wird nicht Ja sagen, sondern sich lieber erstechen lassen.«

»Schweig, Hund!«, brüllte ihn Santer an.

»Wenn du noch ein Wort sagst, so spannen wir deine Fesseln so sehr an, dass dir die Knochen brechen. Also, Old Shatterhand, du Freund, dem meine ganze, ganze Liebe gehört, nicht wahr, du bist entzückt, mich wiederzusehen?«

»Ja«, antwortete ich laut und fest trotz der Worte des Apachen.

»Hört ihr es? Habt ihr es gehört?«, grinste Santer die drei andern triumphierend an.

»Old Shatterhand, der berühmte, unbesiegleiche Old Shatterhand hat eine

solche Angst vor meinem Messer, dass er wie ein kleiner Junge zugibt, Freude über mich zu fühlen!«

War mein vorheriger Zustand vielleicht nicht so schlimm gewesen, wie man meinen sollte, oder bewirkte der Hohn dieses Menschen diese Veränderung in mir, ich weiß es nicht, aber ich fühlte meinen Kopf jetzt plötzlich frei, als ob ich die Kolbenhiebe gar nicht empfangen hätte, und antwortete, ihm nun meinerseits in das Gesicht lachend:

»Ihr irrt Euch da gewaltig; ich habe nicht aus Angst vor Eurem Messer Ja gesagt.«

»So? Nicht? Warum denn?«

»Weil es Wahrheit ist. Ich freue mich wirklich darüber, dass ich Euch endlich wiedersehe.«

Trotz meines Lachens sagte ich dies nicht etwa ironisch oder höhnisch, sondern mit einem solchen Ausdrucke der Wahrheit, dass es ihn frappierte. Er fuhr mit dem Kopfe zurück, zog die Brauen empor, sah mich einige Augenblicke lang forschend an und sagte dann:

»Wie? Was? Höre ich recht? Haben die Hiebe, die du erhalten hast, dein Gehirn so erschüttert, dass du phantasierest? Du freust dich in Wirklichkeit?«

»Natürlich!«, nickte ich.

»Alle Teufel! Ich möchte fast annehmen, dass dieser Kerl im Ernste spricht!«

»Es ist allerdings mein völliger Ernst!«

»Dann bist du freilich verrückt, vollständig verrückt!«

»Fällt mir nicht ein! Ich bin so bei Sinnen, wie ich es noch niemals besser gewesen bin.«

»Wirklich? Dann ist es Frechheit, eine so bodenlose, verdamnte Frechheit, wie mir in meinem ganzen Leben noch nicht vorgekommen ist! Mensch, ich schließe dich ebenso krumm wie Winnetou, oder ich hänge dich verkehrt da an den Baum, mit dem Kopfe nach unten, dass dir das Blut aus allen Löchern spritzt!«

»Das werdet ihr bleiben lassen!«

»Bleiben lassen? Warum sollte ich es nicht tun? Was für einen Grund könnte ich dazu

haben?«

»Einen, den ihr so gut kennt, dass ich ihn Euch nicht zu sagen habe.«

»Oho! Ich weiß keinen solchen Grund!«

»Pshaw! Mich täuscht ihr nicht. Hängt mich immer auf! Dann bin ich in zehn Minuten tot, und ihr erfahrt nicht, was ihr wissen wollt.«

Ich hatte das Richtige getroffen; das sah ich ihm an. Er blickte zu Warton hinüber, schüttelte den Kopf und sagte:

»Wir haben diesen Halunken für tot gehalten, aber er ist nicht einmal besinnungslos gewesen, denn er hat alle meine Fragen gehört, die ich an Winnetou richtete, ohne dass diese verdamnte Rothaut mir eine einzige davon beantwortet hat.«

»Ihr irrt Euch abermals«, erklärte ich. »Ich war wirklich betäubt; aber Old Shatterhand hat Grütze genug im Kopfe, Euch zu durchschauen.«

»So? Nun, dann sag mir doch einmal, was das ist, was ich von euch wissen will!«

»Unsinn! Lasst diese Kinderei! Ihr werdet nichts erfahren. Ich sage Euch im Gegenteile, dass ich mich wirklich über das Zusammentreffen freue. Wir haben uns so lange vergeblich nach Euch gesehnt, dass diese Freude eine sehr aufrichtige und herzliche sein muss. Wir haben Euch ja endlich, endlich, endlich!«

Er starrte mich eine ganze Weile wie abwesend an, stieß dann einen Fluch aus, welcher nicht wiederzugeben ist, und schrie mich an:

»Schuft, sei froh darüber, dass ich dich für wahnsinnig halte! Denn wenn ich wüsste, dass du doch bei Sinnen seiest und mit Absicht und Überlegung so redetest, so würde ich dich durch tausend Martern überzeugen, dass ich nicht mit mir scherzen lasse. Ich will also nachsichtig mit dir sein und in Ruhe mit dir reden; aber falls du mir nicht offen und gutwillig antwortest, so hast du einen Tod zu erwarten, wie ihn noch kein Mensch gestorben ist.«

Er setzte sich vor mich hin, sah einige Zeit

wie nachdenkend vor sich nieder und fuhr dann fort:

»Ihr beide haltet euch für außerordentlich gescheite Kerls, natürlich für die allergescheitesten im ganzen wilden Westen; aber wie dumm, wie unendlich dumm seid ihr in Wirklichkeit! Wie war damals dieser Winnetou hinter mir her! Hat er mich erwischt? Ein jeder andere an seiner Stelle würde sich vor Scham darüber vor keinem Menschen wieder sehen lassen! Und jetzt! Wirst du eingestehen, dass ihr gestern Abend meine Augen gesehen habt?«

»Ja«, nickte ich.

»Er wollte auf mich schießen?«

»Ja.«

»Ich sah es und verschwand natürlich auf der Stelle. Da ging er fort, um mich zu beschleichen. Gibst du auch das zu?«

»Warum nicht?«

»Mich beschleichen, hahahaha! Ich wusste doch, dass ich bemerkt worden war; das hätte sich ein jedes Kind gesagt. Mich dennoch beschleichen zu wollen, war eine

Dummheit, die mit gar keiner andern zu vergleichen ist. Ihr habt dafür Prügel, ja wirklich Prügel verdient. Anstatt er mich, beschlich ich ihn und schlug ihn, als er kam, mit einem einzigen Kolbenhiebe nieder. Dann holte ich seine Decke, die er weggelegt hatte, nahm sie über und machte mich über dich her. Was dachtest du denn eigentlich, als du sahst, dass ich es war anstatt des Apachen?«

»Ich freute mich darüber.«

»Auch über die Hiebe, die du bekamst? Jedenfalls nicht. Ihr habt euch übertölpeln lassen wie achtjährige Jungens, die man nicht auslachen, sondern nur bemitleiden kann. Nun befindet ihr euch so vollständig in unserer Gewalt, dass Rettung für euch absolut unmöglich ist, wenn mich nicht etwa eine milde Regung überläuft. Es ist nicht ganz ausgeschlossen, dass ich mich zur Nachsicht geneigt fühle, aber nur in dem allereinzigen Falle, dass du mir aufrichtig Auskunft gibst. Schau diese drei Männer! Sie gehören zu mir; ich schickte sie euch in

den Weg, um euch zu überlisten. Für was hältst du uns wohl jetzt?«

Wer und was er war, das ahnte ich nicht nur, sondern ich wusste es nun ganz genau; aber die Klugheit verbot mir, dies merken zu lassen; darum antwortete ich:

»Ein Schurke seid ihr stets gewesen und seid es jedenfalls noch heute; mehr brauch ich nicht zu wissen.«

»Schön! Ich will dir eins sagen: Jetzt nehme ich diese Beleidigungen ruhig hin; ist dann unser Gespräch zu Ende, so kommt die Strafe; das schreib dir hinter die Ohren! Ich will dir zunächst sehr aufrichtig gestehen, dass wir allerdings lieber ernten als säen; das Säen ist so anstrengend, dass wir es andern Leuten überlassen; doch wo wir eine Ernte finden, die uns keine große Mühe macht, da greifen wir schnell zu, ohne viel danach zu fragen, was diejenigen Leute dazu sagen, welche behaupten, dass das Feld ihnen gehöre. So haben wir es bisher gehalten, und so werden wir es auch weiter treiben, bis wir genug haben.«

»Wann wird dies wohl der Fall sein?«

»Vielleicht sehr bald. Es steht nämlich hier in der Nähe ein Feld in voller, reifer Frucht, welches wir abmähen wollen. Wenn uns das gelingt, so können wir sagen, dass wir unser Schaf ins Trockene gebracht haben.«

»Gratuliere!«, sagte ich ironisch.

»Danke dir!«, antwortete er ebenso. »Da du uns gratulierst und es also gut mit uns meinst, so nehme ich an, dass du uns gern behilflich sein wirst, dieses Feld zu finden.«

»Ach, ihr wisst also noch gar nicht, wo es liegt?«

»Nein. Wir wissen nur, dass es gar nicht weit von hier zu suchen ist.«

»Das ist unangenehm.«

»O nein, da wir den Ort von dir erfahren werden.«

»Hm, das bezweifle ich.«

»Wirklich?«

»Ja.«

»Warum?«

»Ich weiß kein Feld, welches für euch

passt.«

»O doch!«

»Gewiss nicht!«

»Das denkst du nur. Ich werde deinem Gedächtnisse zu Hilfe kommen. Es handelt sich natürlich nicht um ein Feld im gewöhnlichen Sinne, sondern um ein Versteck, welches wir ausleeren möchten.«

»Was für ein Versteck?«

»Von Häuten, Fellen und dergleichen.«

»Hm! Und ich soll es kennen?«

»Ja.«

»Wahrscheinlich täuscht ihr euch da.«

»O nein. Ich weiß, woran ich bin. Du gibst doch wohl zu, dass ihr bei dem alten Corner am Turkey-River gewesen seid?«

»Ja.«

»Was wolltet ihr bei ihm?«

»Das war wohl nur so ein Besuch, wie man zuweilen ohne alle Absicht macht.«

»Versuche doch nicht, mich irrezumachen. Ich traf Corner, als ihr fort waret, und erfuhr von ihm, wen ihr bei ihm gesucht habt.«

»Nun, wen?«

»Einen Pedlar, welcher Burton heißt.«

»Das brauchte der Alte nicht zu sagen!«

»Nein; aber er hat es gesagt. Der Pedlar soll euch Felle, viele Felle abkaufen.«

»Uns?«

»Weniger euch, als viel-mehr Old Firehand, der eine ganze Gesellschaft von Pelzjägern kommandiert und einen großen Vorrat von Fellen beisammen hat.«

»Alle Wetter, seid ihr gut unterrichtet!«

»Nicht wahr?«, lachte er schadenfroh, ohne meinen ironischen Ton zu beachten. »Ihr habt den Pedlar nicht gefunden, sondern nur einen Gehilfen von ihm und diesen mit euch genommen. Wir sind euch schnell nach, um euch und ihn festzunehmen; der Kerl aber, der, glaube ich, Rollins heißt, ist uns leider entwischt, während wir uns mit euch beschäftigen mussten.«

Gewohnt, alles, selbst das scheinbar Unbedeutendste, zu beobachten, entging es mir nicht, dass er bei dieser Versicherung einen Blick dorthin warf, wo wir gestern

Abend seine Augen gesehen hatten. Dieser Blick war ein unbeabsichtigter, unwillkürlicher, von ihm nicht genug bewachter; er fiel mir also auf. Gab es etwa dort in dem Gesträuch et-was, was mit dem, von dem er sprach, also mit Rollins, zusammenhing? Das musste ich erfahren, aber ich hütete mich, mein Auge jetzt sogleich nach der betreffenden Stelle zu richten, weil ihm dies wahrscheinlich aufgefallen wäre. Er fuhr in seiner Rede fort:

»Es schadet das aber nichts, denn diesen Rollins brauchen wir nicht, wenn wir nur Euch haben. Ihr kennt Old Firehand?«

»Ja.«

»Und seinen Versteck?«

»Ja.«

»Ah! Freut mich ungemein, dass Ihr dies so bereitwillig zugebt!«

»Pshaw! Warum sollte ich et-was leugnen, was doch wahr ist?«

»Well! So nehme ich also an, dass Ihr mir keine große Plage machen werdet.«

»Nehmt Ihr das wirklich an?«
»Ja, denn Ihr werdet einsehen, dass es für Euch das Beste ist, uns alles mitzuteilen.«
»Inwiefern soll es das Beste sein?«
»Insofern, als Ihr Euch Euer Schicksal dadurch bedeutend erleichtert.«
»Welches Schicksal nennt Ihr denn eigentlich das unserige?«
»Den Tod. Ihr kennt mich, und ich kenne Euch; wir wissen ganz genau, wie wir miteinander stehen: Wer in die Gewalt des andern gerät, der ist verloren, der muss sterben. Ich habe Euch erwischt, und so ist es also mit Euerm Leben zu Ende. Da ist aber nun die Frage, welches Ende? Ich habe stets die feste Absicht gehabt, Euch langsam und mit Genuss zu Tode zu schinden; jetzt aber, da es sich um Old Firehands Versteck handelt, denke ich nicht mehr ganz so streng.«
»Sondern wie?«
»Ihr sagt mir, wo sich dieses Versteck befindet, und beschreibt es mir.«
»Und was bekommen wir dafür?«

»Einen schnellen schmerzlosen Tod, nämlich eine rasche Kugel durch den Kopf.«
»Sehr schön! Das ist zwar sehr gefühlvoll, aber nicht sehr klug von Euch.«
»Wieso?«
»Wir können, um einen schnellen, leichten Tod zu finden, Euch irgendeinen Ort beschreiben, der aber gar nicht der richtige ist.«
»Da haltet Ihr mich für unvorsichtiger, als ich bin; ich weiß es schon so anzufassen, dass ich Beweise von Euch erhalte. Vorher will ich wissen, ob Ihr geneigt sein wollt, mir den Ort zu verraten.«
»Verraten, das ist das richtige Wort. Ihr werdet aber wissen, dass Old Shatterhand kein Verräter ist. Ich sehe, dass Winnetou Euch auch nicht zu Willen gewesen ist; vielleicht hat er Euch nicht eine einzige Antwort gegeben, denn er ist viel zu stolz, mit solchen Halunken, wie Ihr seid, zu reden. Ich aber habe mit Euch gesprochen, weil ich dabei eine gewisse Absicht verfolgte.«

»Absicht? Welche?«

Er blickte mir bei dieser Frage mit großer Spannung in das Gesicht.

»Das braucht Ihr nicht zu wissen; später werdet Ihr es ohne mich erfahren.«

Er hatte jetzt verhältnismäßig höflicher gesprochen und mich auch nicht mehr du, sondern Ihr genannt; nun fuhr er zornig auf:

»Du willst dich also auch weigern?«

»Ja.«

»Nichts sagen?«

»Kein Wort.«

»So schließen wir dich krumm wie Winnetou!«

»Tut es.«

»Und martern euch zu Tode.«

»Das wird Euch keinen Nutzen bringen.«

»Meinst du? Ich sage dir, dass wir das Versteck auf alle Fälle finden werden.«

»Höchstens durch einen blinden Zufall, aber dann zu spät; denn wenn wir nicht zur bestimmten Zeit zurückkehren, schöpft Old Firehand Verdacht und räumt das Versteck aus. In dieser Weise haben wir es mit ihm

besprochen.«

Er blickte finster und nachdenklich vor sich nieder und spielte dabei mit seinem Messer, doch bedeutete diese Beschäftigung seiner Hände keine Gefahr für mich. Ich durchschaute ihn und seinen Doppelplan. Die erste Hälfte desselben war misslungen; nun musste er zur zweiten Hälfte desselben schreiten. Er gab sich Mühe, seine Verlegenheit zu verbergen, aber dies gelang ihm nicht ganz so, wie er es wünschte.

Die Sache lag so, dass er es auf unser Leben, aber auch auf die Reichtümer Old Firehands abgesehen hatte; die Letzteren standen ihm höher als sein Hass gegen uns; um sie zu erlangen, war er jedenfalls bereit, uns laufen zu lassen, falls es nicht anders ging. Darum war es keineswegs das Gefühl der Sorge oder gar der Angst, mit dem ich nun seinen weiteren Entschlüssen entgegensah. Da endlich erhob sich sein Gesicht wieder und er fragte:

»Du verrätst mir also nichts?«

»Nein.«

»Und wenn es euch sofort das Leben kostet?«

»Erst recht nicht, denn ein schneller Tod ist ja weit besser, als der qualvolle, der uns eigentlich erwarten soll.«

»Well! Ich werde dich zwingen. Wollen doch sehen, ob deine Glieder ebenso gefühllos sind wie diejenigen des Apachen.«

Er gab den drei andern einen Wink; sie standen auf, fassten mich an und trugen mich dorthin, wo Winnetou lag. Dabei konnte ich für kurze Zeit bequem nach der Stelle sehen, an welcher wir gestern Abend seine Augen erblickt hatten. Meine Ahnung war richtig: Dort lag ein Mensch versteckt. Um zu sehen, was mit mir geschah, schob er seinen Kopf ein Stück durch das Gezweig, und ich glaubte das Gesicht Rollins' zu erkennen.

Um es kurz zu machen, will ich nur sagen, dass ich auch krumm geschlossen wurde. So lag ich drei volle Stunden neben Winnetou, ohne dass wir ein leises Wort miteinander wechselten und unsern Peiniger einen

Atemzug hören oder eine schmerzliche Miene sehen ließen. Von Viertelstunde zu Viertelstunde kam Santer und fragte, ob wir gestehen wollten; er bekam aber keine Antwort. Es galt, wer länger Geduld hatte, er oder wir. Ich wusste, dass Winnetou die Sachlage ebenso kannte und durchschaute wie ich.

Da, gegen Mittag, als Santer wieder einmal vergeblich gefragt hatte, setzte er sich zu seinen drei Gefährten und verhandelte leise mit ihnen. Nach kurzer Unterhaltung meinte er laut, sodass wir es hörten.

»Ich glaube auch, dass er sich noch in der Nähe versteckt hält, weil es ihm nicht gelungen ist, sein Pferd mit fortzunehmen. Durchsucht die Gegend doch einmal genau! Ich bleibe hier, um die Gefangenen zu bewachen.«

Er meinte Rollins. Dass er dies so laut sagte, ließ ihn durchschauen. Wenn man wirklich einen in der Nähe Versteckten fangen will, sagt man dies nicht so, dass er es hören kann oder gar hören muss. Die

drei griffen zu ihren Waffen und entfernten sich. Da endlich flüsterte mir Winnetou leise zu:

»Ahnt mein Bruder, was geschehen wird?«

»Ja.«

»Sie werden Rollins fangen und herbeibringen.«

»Ganz gewiss. Man erwartet in ihm einen Gegner, und dann wird und muss es sich herausstellen, dass er ein guter Bekannter von Santer ist. Er wird für uns bitten - - -«

»Und Santer wird uns nach dem notwendigen Zögern freigeben. Das wird genauso gemacht werden, wie in den großen schönen Häusern der Bleichgesichter, in denen man Theater spielt.«

»Ja. Dieser Santer ist natürlich kein anderer als jener Pedlar, der sich jetzt Burton nennt, und Rollins hat uns ihm in die Hände führen müssen. Falls wir aber Old Firehands Versteck nicht verraten, müssen wir freigegeben werden, damit man uns heimlich folgen und es entdecken kann. Zu diesem Zwecke ist Rollins nicht hiergeblieben und

soll nun scheinbar nachträglich noch ergriffen werden, um uns zur Freiheit zu verhelfen.«

»Mein Bruder denkt genau wie ich. Wenn Santer klug gewesen wäre, hätte er dies alles nicht nötig gehabt. Er konnte Rollins mit uns gehen lassen und dann von ihm erfahren, wo Old Firehand und natürlich auch wir zu finden sind.«

»Er hat voreilig gehandelt. Jedenfalls befand er sich bei den Okananda-Sioux, als sie Corners Settlement überfallen wollten. Er ist ihr Verbündeter, und Rollins, sein Gehilfe, machte den Spion. Als dieser hörte, wer wir waren, meldete er es Santer, und dieser beschloss, weil die Sioux uns nichts anhaben konnten, uns selbst zu überfallen. Rollins ritt mit uns; die drei andern Gehilfen mussten uns zu Fuße voran, und Santer selbst kam mit den Pferden hinterdrein. Dieser Plan wurde in der großen Freude, uns zu erwischen, viel zu schnell und gedankenlos entworfen. Diese Kerls haben dabei nicht in Berechnung gezogen, dass wir

doch keine solchen Schurken sind, Old Firehands Versteck zu verraten. Da sie dies aber unbedingt finden und ausrauben wollen, müssen sie nun den begangenen Fehler dadurch gutmachen, dass sie uns wieder loslassen, um uns heimlich folgen zu können. Es ist sehr gut, dass wir diesem Rollins keine Beschreibung des Versteckes gegeben haben.«

Wir wechselten diese Mitteilungen, ohne die Lippen zu bewegen; Santer bemerkte also nicht, dass wir miteinander sprachen. Er saß übrigens halb von uns abgewendet und lauschte in den Wald hinein. Nach einiger Zeit ertönte da drin ein lauter Ruf und noch einer; eine zweite, eine dritte Stimme antwortete; dann folgte ein lauterer Geschrei, welches schnell näher kam, bis wir die drei Wartons aus dem Gebüsch treten sahen; sie hatten Rollins in der Mitte, der sich scheinbar sträubte, ihnen zu folgen. »Bringt ihr ihn?«, rief Santer ihnen entgegen, indem er aufsprang. »Habe ich es nicht gesagt, dass er sich noch in der Nähe

befindet! Schafft den Kerl zu den beiden andern Gefangenen, und schließt ihn auch so krumm wie - - -«

Er hielt mitten in der Rede inne, machte eine Bewegung größter Überraschung und fuhr dann, wie vor Freude stotternd, fort: »Wa-wa-was? We-wer ist denn das? Sehe ich recht, oder ist's nur eine Ähnlichkeit?« Rollins stellte sich ebenso freudig erstaunt, riss sich von den dreien los, eilte auf ihn zu und rief:

»Mr. Santer, Ihr seid es! Ist's die Möglichkeit? O, nun ist alles gut; nun wird mir nichts geschehen!«

»Geschehen? Euch? Nein, Euch kann nichts geschehen, Mr. Rollins. Also ich täusche mich nicht; Ihr seid der Rollins, den ich fangen wollte! Wer hätte das gedacht, dass ihr mit diesem Manne identisch seid! Ihr befindet Euch also jetzt bei Burton, dem Pedlar?«

»Ja, Mr. Santer. Es ist mir bald gut, bald schlecht ergangen; jetzt aber bin ich zufrieden. Grad auf dem jetzigen Ritte stehe

ich im Begriffe, ein ausgezeichnetes Geschäft zu machen, leider aber wurden wir gestern Abend von - - -«

Auch er brach seine Rede ab. Sie hatten sich wie gute Freunde, die sich lange nicht gesehen haben, in herzlicher Weise die Hände geschüttelt; jetzt machte er ein plötzlich betroffenes Gesicht, sah Santer wie verblüfft an und fuhr dann fort;

»Ja, wie ist es denn? Seid Ihr es etwa, der uns überfallen hat, Mr. Santer?«

»Allerdings.«

»Teufel! Ich werde von dem Manne, der mein bester Freund ist und mir verschiedene Male das Leben zu verdanken hat, angefallen! Was habt Ihr Euch dabei gedacht?«

»Gar nichts. Was konnte ich mir denken, da ich Euch nicht zu sehen bekommen habe? Ihr habt Euch doch schleunigst aus dem Staube gemacht.«

»Das ist freilich wahr. Ich hielt es für das Beste, zunächst mich in Sicherheit zu bringen, um dann diesen Gentlemen, zu

denen ich gehöre, zur Flucht behilflich sein zu können. Darum bin ich nicht fort, sondern ich habe mich hier versteckt, um den geeigneten Augenblick abzuwarten. Aber was sehe ich! Sie sind gefesselt und noch dazu in einer solchen Weise? Das darf nicht sein; das kann ich unmöglich zugeben; ich werde sie losbinden!«

Er wendete sich uns zu, jedoch Santer ergriff ihn beim Arm und antwortete:

»Halt, was fällt Euch ein, Mr. Rollins! Diese Kerls sind meine ärgsten Todfeinde.«

»Aber meine Freunde!«

»Das geht mich nichts an. Ich habe eine Rechnung mit ihnen, die sie mit dem Leben bezahlen müssen; darum überfiel ich sie und nahm sie fest, freilich ohne zu ahnen, dass Ihr zu ihnen gehörtet.«

»Alle Wetter, ist das unangenehm! Eure Todfeinde? Und doch muss ich ihnen helfen! Ist es denn gar so viel, was Ihr gegen sie habt?«

»Mehr als genug, um ihnen zehnmal an den Hals zu gehen.«

»Aber bedenkt, wer sie sind!«

»Meint Ihr etwa, dass ich sie nicht kenne?«

»Winnetou und Old Shatterhand! Die bringt man nicht so mir nichts dir nichts um!«

»Grad weil es diese beiden sind, gibt es bei mir kein Erbarmen.«

»Ist das wirklich Euer Ernst, Mr. Santer?«

»Mein völliger und blutigster Ernst. Ich gebe Euch die Versicherung, dass sie verloren sind.«

»Selbst dann, wenn ich für sie bitte?«

»Auch dann.«

»Aber bedenkt, was Ihr mir zu verdanken habt. Ich habe Euch mehrere Male das Leben gerettet!«

»Das weiß ich sehr wohl und werde es Euch auch nicht vergessen, Mr. Rollins.«

»Wisst Ihr denn auch noch, was bei dem letzten Mal geschah?«

»Was?«

»Ihr schwurt mir zu, dass Ihr mir jeden Wunsch, jede Bitte erfüllen würdet.«

»Hm! Ich glaube, so sagte ich.«

»Wenn ich nun jetzt eine Bitte ausspreche?«

»Tut es nicht, denn in diesem Falle kann ich sie nicht erfüllen und möchte doch mein Wort nicht gern brechen. Hebt es lieber für später auf.«

»Das kann ich nicht. Ich habe hier Verpflichtungen, die mir heilig sind. Kommt also einmal her, Mr. Santer, und lasst mit Euch reden!«

Er nahm ihn beim Arme und zog ihn ein Stück fort, wo sie stehen blieben und, heftig gestikulierend, miteinander sprachen, ohne dass wir die Worte verstehen konnten. Sie führten die Spiegelfechterei so gut aus, dass sie uns wohl getäuscht hätten, wenn wir weniger fest überzeugt gewesen wären. Dann kam Rollins allein zu uns und sagte:

»Ich habe wenigstens die Erlaubnis bekommen, euch eure Lage etwas zu erleichtern, Mesch'schurs. Ihr seht und hört, welche Mühe ich mir gebe. Hoffentlich gelingt es mir doch noch, euch ganz frei zu bekommen.«

Er lockerte unsere Fesseln so weit, dass wir nicht mehr krumm gebunden waren, und

kehrte dann wieder zu Santer zurück, um seine scheinbare Fürbitte auf das lebhafteste fortzusetzen. Nach längerer Zeit kamen beide zu uns, und Santer redete uns an:

»Es ist, als ob der Teufel euch beschützen wolle. Ich habe diesem Gentleman hier einst ein Versprechen gegeben, welches ich halten muss. Er beruft sich jetzt darauf und lässt sich nicht davon abbringen. Ich will ihm zuliebe die größte Dummheit meines Lebens begehen und euch freigeben, aber alles, was ihr bei euch habt, also auch eure Waffen, sind mein Eigentum.«

Winnetou sagte kein Wort, und ich antwortete ebenso wenig.

»Nun? Ihr könnt wohl vor Erstaunen über meinen Edelmut nicht sprechen?«

Als auch hierauf keine Antwort erfolgte, meinte Rollins:

»Natürlich sind sie sprachlos über diese Gnade. Ich werde sie losbinden.«

Er griff nach meinen Banden.

»Halt!«, sagte ich. »Lasst diese Riemen so, wie sie sind, Mr. Rollins!«

»Seid Ihr des Teufels? Warum denn?«

»Entweder alles oder gar nichts.«

»Wie meint Ihr das?«

»Die Freiheit ohne unsere Waffen und alles unser Eigentum mögen wir nicht.«

»Ist das möglich? Ist das zu denken?«

»Anderer mögen anders denken, als wir; Winnetou und ich aber gehen ohne das, was ihnen gehört, nicht von der Stelle. Lieber tot als hören zu müssen, dass wir von unsern Waffen lassen mussten.«

»Aber seid doch froh, dass - - -«

»Schweigt!«, unterbrach ich ihn. »Ihr kennt unsere Ansicht, die kein Mensch anders macht.«

»Tod und Hölle! Ich will euch retten und muss mich in dieser Weise abfahren lassen!«

Er zog Santer wieder mit sich fort, und zu der nun weiter folgenden Beratung wurden auch die Wartons zugezogen.

»Das hat mein Bruder recht gemacht«, flüsterte mir Winnetou zu. »Es ist gewiss, dass sie uns den Willen tun werden, denn

sie meinen, dass sie später doch alles bekommen.«

Auch ich war davon überzeugt. Freilich musste sich Santer noch längere Zeit scheinbar sträuben, endlich kamen sie alle herbei, und er erklärte:

»Ihr habt heute ein unmenschliches Glück. Mein Wort zwingt mich, etwas zu tun, was sonst Wahnsinn sein würde. Ihr werdet mich auslachen, aber ich schwöre es euch zu, dass ich es bin, der zuletzt lachen wird; das werdet ihr noch eher einsehen, als ihr jetzt für möglich haltet! Hört also jetzt, was wir ausgemacht haben!«

Er hielt inne, um dem, was zu folgen hatte, Nachdruck zu geben, und fuhr dann fort:

»Ich lasse euch für diesmal frei, und ihr behaltet alles, was euch gehört; aber ihr werdet bis zum Abend hier an diese Bäume gebunden, damit ihr uns nicht eher als von morgen früh an verfolgen könnt. Wir reiten jetzt fort, dorthin, woher wir gekommen sind, und nehmen Mr. Rollins mit, damit er euch nicht vor der Zeit losmachen kann. Wir

lassen ihn aber so zurückkehren, dass er hier bei euch eintrifft, wenn es dunkel geworden ist. Ihm habt ihr euer Leben zu verdanken; seht, dass ihr quitt mit ihm werdet!«

Weiter sprach niemand. Wir wurden an zwei nebeneinander stehende Bäume befestigt; nachher band man unsere Pferde in der Nähe an, und hierauf wurde alles, was man uns abgenommen hatte, neben uns hingelegt. Wie froh war ich, dass sich die Waffen dabei befanden! Als dies geschehen war, ritten die fünf Kerle fort.

Wir blieben wohl eine Stunde lang still, nur beschäftigt, mit unsern Sinnen jedes Geräusch aufzunehmen und zu bestimmen. Dann sagte der Apache:

»Sie sind noch hier, um uns, wenn wir aufbrechen, gleich folgen zu können. Um nicht gesehen zu werden, lassen sie uns erst am Abend frei. Wir müssen Santer haben. Wie denkt mein Bruder, dass wir ihn am sichersten fangen?«

»Jedenfalls nicht so, dass wir ihn bis zu

Old Firehand locken.«

»Nein. Er darf das Versteck gar nicht kennenlernen. Wir reiten die ganze Nacht hindurch und würden also am Abend in der >Festung< ankommen; wir halten aber eher an. Rollins wird, hinter uns herreitend, ihnen heimlich Zeichen zurücklassen, denen sie folgen. Wenn die Zeit gekommen ist, machen wir ihn unschädlich und reiten eine kleine Strecke zurück, um sie auf unserer Fährte zu erwarten. Ist mein Bruder Shatterhand mit diesem Plane einverstanden?«

»Ja, er ist der beste, den es gibt. Santer ist überzeugt, uns zu bekommen, wir aber bekommen ihn.«

»Howgh!«

Er sagte nur dies eine Wort, aber in demselben Klang eine tiefe, unendliche Befriedigung darüber, dass der so lange und vergeblich Gesuchte nun endlich, endlich in seine Hand gegeben sein sollte.

Der Tag kroch wie eine Schnecke dem Abende zu, aber es wurde schließlich doch finster, und da hörten wir auch bald den

Hufschlag eines Pferdes. Rollins kam, stieg ab und machte uns von den Fesseln los. Es versteht sich ganz von selbst, dass er dabei nicht unterließ, sich als unser Retter in das hellste Licht zu stellen und uns weiszumachen, wie weit er mit unserm Todfeinde noch geritten sei. Wir taten, als ob wir ihm glaubten, und versicherten ihn unserer größten Dankbarkeit, hüteten uns aber sehr, dabei in überschwängliche Ausdrücke zu verfallen. Dann saßen wir auf und ritten langsam davon.

Er hielt sich selbstverständlich hinter uns. Wir hörten, dass er, um gute Spuren zu hinterlassen, sein Pferd öfters tänzeln ließ. Als dann der sichelförmige Mond am Himmel stand, konnten wir beobachten, dass er von Zeit zu Zeit zurückblieb, um einen Zweig abzureißen und auf den Weg zu werfen, oder sonst irgendein Zeichen zurückzulassen. Am Morgen wurde eine kurze Rast gemacht und zu Mittag wieder; diese Letztere aber war länger, wohl drei Stunden lang. Wir wollten Santer, der erst am Morgen hatte

folgen können, möglichst heranlassen.
Hierauf ritten wir noch zwei Stunden weiter, bis wir ungefähr ebenso weit noch bis zur >Festung< hatten. Nun war es Zeit, uns mit Rollins auseinanderzusetzen. Wir hielten an und stiegen ab. Das musste ihm auffallen, und er fragte, indem er auch aus dem Sattel sprang:

»Warum anhalten, Mesch'schurs? Das ist nun heut zum dritten Mal. Es kann doch nicht mehr weit zu Old Firehand sein. Wollen wir diese Strecke nicht vollends zurücklegen, anstatt hier noch ein Nachtlager zu machen?«

Winnetou, der sonst so Schweigsame, antwortete:

»Zu Old Firehand dürfen keine Schurken.«

»Schurken? Wie meint das der Häuptling der Apachen?«

»Ich meine, dass du einer bist.«

»Ich? Seit wann ist Winnetou so ungerecht und undankbar, seinen Lebensretter zu beschimpfen?«

»Lebensretter? Hast du wirklich geglaubt,

Old Shatterhand und mich zu täuschen? Wir wissen alles, alles: Santer ist Burton, der Pedlar, und du bist sein Spion. Du hast ihnen während des ganzen Rittes Zeichen hinterlassen, damit sie uns und Old Firehands Versteck finden sollen. Du willst uns an Santer ausliefern und sagst, dass du unser Lebensretter seist. Wir haben dich beobachtet, ohne dass du es ahntest; nun aber ist unsere und auch deine Zeit gekommen; Santer mahnte uns, mit dir quitt zu werden; gut, wir rechnen mit dir ab!«
Er streckte die Hand nach Rollins aus. Dieser begriff die Situation schnell, wich zurück und schwang sich blitzschnell in den Sattel, um zu fliehen; ebenso schnell hatte ich sein Pferd beim Zügel und noch viel, viel schneller schwang sich Winnetou hinter ihm auf, um ihn beim Genick zu nehmen. Rollins sah in mir, weil ich sein Pferd hielt, den gefährlicheren Feind, zog sein Doppelpistol hervor, richtete es auf mich und drückte ab. Ich bückte mich nieder und zugleich griff Winnetou nach der Waffe; die

beiden Schüsse gingen los, doch ohne mich zu treffen; einen Augenblick später flog Rollins, von Winnetou herabgeschleudert, vom Pferde; noch eine halbe Minute, und er war entwaffnet, gebunden und geknebelt. Wir befestigten ihn mit den Riemen, mit denen wir gefesselt gewesen waren, einstweilen an einen Baum und banden sein Pferd in der Nähe an. Später, nach der Überwältigung Santer's, wollten wir ihn hier abholen. Dann stiegen wir wieder auf und ritten eine Strecke zurück, nicht auf unserer Spur, sondern parallel mit derselben, bis wir ein vorspringendes Gebüsch erreichten, an dessen anderer Seite unsere Fährte vorüberführte und wo Santer also vorbei musste. In dieses Gesträuch führten wir unsere Pferde und setzten uns nieder, um auf die zu warten, die es auf uns abgesehen hatten. Sie mussten aus Westen kommen; nach dorthin streckte sich eine kleine, offene Prärie, sodass wir Santer also sehen konnten, ehe er unsern Hinterhalt erreichte.

Nach unserer Berechnung konnte er nicht sehr weit hinter uns sein. Es war noch anderthalb Stunden Tag, und bis dahin, wahrscheinlich aber noch viel eher, musste er uns eingeholt haben.

Wir saßen still nebeneinander, ohne ein Wort zu sprechen. Wie wir uns kannten und verstanden, war es nicht nötig, uns zu besprechen, in welcher Weise der Überfall auszuführen sei. Wir hatten unsere Lassos losgeschnallt; Santer und die drei Wartons waren uns sicher.

Aber es verging eine Viertelstunde, eine zweite und eine dritte, ohne dass unsere Erwartung sich erfüllte. Beinahe war die volle Stunde vorüber, da bemerkte ich drüben, auf der Süd-seite der erwähnten kleinen Prärie, einen sich sehr schnell vorwärts bewegendem Gegenstand, und zu gleicher Zeit sagte Winnetou, indem er nach derselben Gegend deutete:

»Uff! Ein Reiter dort drüben!«

»Allerdings ein Reiter. Das ist sonderbar!«

»Uff, uff! Er reitet Galopp, nach der Gegend

zu, aus welcher Santer kommen muss. Kann mein Bruder die Farbe des Pferdes erkennen?«

»Es scheint ein Brauner zu sein.«

»Ja, es ist ein Brauner, und braun war ja Rollins'Pferd.«

»Rollins'? Unmöglich! Wie könnte der losgekommen sein?«

Winnetous Augen blitzten; sein Atem ging schneller, und die leichte Bronze seines Gesichts färbte sich dunkler, doch bezwang er sich und sagte ruhig:

»Noch eine Viertelstunde warten.«

Diese Zeit verging; der Reiter war längst verschwunden, aber Santer kam nicht. Da forderte mich der Apache auf:

»Mein Bruder mag schnell zu Rollins reiten und mir Nachricht von ihm bringen!«

»Aber wenn die vier Kerls inzwischen kommen!«

»So überwindet Winnetou sie allein.«

Ich zog mein Pferd aus dem Gebüsch und ritt zurück. Als ich nach zehn Minuten an die Stelle kam, wo wir Rollins an- und

festgebunden hatten, war er fort und sein Pferd auch. Ich brauchte weitere fünf Minuten, um die Spuren, welche ich neu vorfand, genau zu untersuchen, und kehrte dann zu Winnetou zurück. Er fuhr wie eine Spannfeder auf, als ich ihm sagte, dass Rollins fort sei.

»Wohin?«, fragte er.

»Santer entgegen, um ihn zu warnen.«

»Sahst du die Spur so liegen?«

»Ja.«

»Uff! Er wusste, dass wir fast auf unserer eigenen Fährte zurück sind, um Santer zu fangen, und hat sich ein wenig südlicher gehalten und einen kleinen Umweg gemacht, um nicht an uns vorüber zu müssen. Darum sahen wir ihn da drüben am Rande der Prärie. Aber wie ist er losgekommen? Sahst du keine Spur davon?«

»O doch. Es ist ein Reiter von Osten gekommen und bei ihm abgestiegen; dieser hat ihn losgemacht.«

»Wer mag das gewesen sein? Ein Soldat aus Wilkes Fort?«

»Nein. Die Fußstapfen waren so groß, dass sie nur von den uralten, riesigen Indianerstiefeln unsers Sam Hawkens herrühren können. Auch meine ich, in den Spuren seines Tieres diejenigen der alten Mary erkannt zu haben.«

»Uff! Vielleicht ist es noch Zeit, Santer zu fassen, obgleich er gewarnt worden ist. Mein Bruder Shatterhand mag kommen!«

Wir stiegen auf die Pferde, gaben ihnen die Sporen und flogen davon, nach Westen zu, immer auf unserer Fährte. Winnetou sagte kein Wort, doch in seinem Innern war Sturm. Drei-mal wehe über Santer, wenn er ihn noch ergriff!

Die Sonne war schon hinter dem Horizonte verschwunden. In fünf Minuten hatten wir die Prärie hinter uns; drei Minuten später kam die Spur des entflohenen Rollins von links herüber und vereinigte sich mit der unserigen; nach abermals drei Minuten erreichten wir die Stelle, wo Rollins auf Santer und die drei Wartons getroffen war. Sie hatten sich nur einige Augenblicke

verhalten, um Rollins' Meldung zu hören, und waren dann schleunigst umgekehrt. Hätten sie das auf derselben Fährte getan, so wären wir ihnen, da wir dieselbe kannten, trotz der hereinbrechenden Dunkelheit gefolgt; aber sie waren so klug gewesen, von derselben abzuweichen und eine andere Richtung einzuschlagen. Da uns diese unbekannt war, mussten wir, als es noch dunkler wurde, von der Verfolgung absehen, weil die Fährte nicht mehr zu erkennen war. Winnetou wendete, ohne auch diesmal ein Wort zu sagen, sein Pferd, und wir galoppierten zurück. Ostwärts ging es wieder, erst an der Stelle vorüber, wo wir auf Santer gewartet hatten, und dann an derjenigen, wo Rollins von uns gebunden worden war. Wir ritten nach der >Festung<. Santer war uns abermals entgangen, ob nur für heut, oder für immer? Die Verfolgung musste morgen früh, sobald seine Spur zu erkennen war, aufgenommen werden, und es stand zu erwarten, dass Winnetou sich bis zur äußersten Möglichkeit an dieselbe

hängen werde.

Der Mond ging eben auf, als wir die Nähe des Mankizila erreichten und in die Schlucht kamen, wo im Cottongesträuch die Schildwache zu stehen pflegte. Sie war auch heut Abend da und rief uns an. Auf unsere Antwort bemerkte der Mann:

»Dürft es nicht übel deuten, dass ich so scharf fragte. Müssen heut vorsichtiger sein als sonst.«

»Warum?«, fragte ich.

»Scheint hier herum et was los zu sein.«

»Was?«

»Weiß es nicht genau. Muss sich aber et was ereignet haben, denn der kleine Mann, Sam Hawkens heißt er wohl, hielt eine lange Predigt, als er heimkam.«

»Er war also fort?«

»Ja.«

»Noch jemand?«

»Nein; er allein.«

Es war also richtig, dass der sonst so kluge Sam die Dummheit begangen und Rollins befreit hatte.

Als wir durch die Enge und das Felsentor geritten waren und in die Festung kamen, war das Erste, was wir erfuhren, dass sich das Befinden Old Firehands verschlimmert hatte. Es war zwar keine Gefahr vorhanden, aber ich erwähne es, weil dieser Zufall mich von Winnetou trennte.

Dieser warf seinem Pferde die Zügel über und ging nach dem Lagerfeuer, an welchem Sam Hawkens, Harry und der Offizier von Wilkes Fort bei Old Firehand saßen, welcher in weiche Decken gehüllt war.

»Gott sei Dank! Wieder da!«, begrüßte uns der Letztere mit matter Stimme. »Habt ihr den Pedlar gefunden?«

»Gefunden und wieder verloren«, antwortete Winnetou. »Mein Bruder Hawkens ist heute fort gewesen?«

»Ja, ich war draußen«, antwortete der Kleine ahnungslos.

»Weiß mein kleiner, weißer Bruder, was er ist?«

»Ein Westmann, wenn ich mich nicht irre.«

»Nein, kein Westmann, sondern ein

Dummkopf, wie Winnetou einen so großen noch nie gesehen hat und auch niemals sehen wird. Howgh!«

Mit diesem Beteuerungsworte drehte er sich um und ging fort. Dieser Ausspruch des sonst so ruhigen und sogar zarten Apachen erregte natürlich Aufsehen; der Grund ward aber allen leicht begreiflich, als ich mich niedersetzte und erzählte, was wir erlebt hatten. Santer gefunden und doch wieder entkommen! Das war ein Ereignis, wie es gar kein bedeutenderes geben konnte. Der kleine Sam war außer sich; er gab sich alle möglichen ehrenrührigen Namen; er fuhr und wühlte sich mit beiden Händen in seinem Bartwalde herum, doch ohne Trost zu finden; er

riss sich die Perücke vom Kopfe und quetschte sie in die verschiedensten unmöglichen Gestalten, wurde aber auch dadurch nicht beruhigt; da warf er sie zornig zu Boden und rief aus:

»Winnetou hat recht, vollständig recht: ich bin der größte Dummkopf, das albernste

Greenhorn, das es geben kann, und werde bis an das Ende meiner Tage so dumm bleiben.«

»Wie konnte es nur geschehen, dass dieser Rollins losgekommen ist, lieber Sam?«, fragte ich ihn.

»Eben nur durch diese meine Dummheit. Ich hörte zwei Schüsse fallen und ritt der Gegend zu, wo sie ertönten. Dort traf ich einen an einen Baum gebundenen Menschen und ein daneben angehängtes Pferd, wenn ich mich nicht irre. Ich fragte ihn natürlich, wie er in diese Lage gekommen sei, und er gab sich für den Pedlar aus, der Old Firehand aufsuchen wolle; er sei von Indianern überfallen und hier angefesselt worden, sagte er.«

»Hm! Ein Blick auf die Spuren musste doch zeigen, dass von Indianern keine Rede war!«

»Ist richtig; aber ich hatte meinen schwachen Tag, und da machte ich ihn los. Ich wollte ihn hierher bringen; er aber sprang auf sein Pferd und jagte in ganz

entgegengesetzter Richtung davon. Es wurde mir unheimlich, zumal der Indsman wegen, von denen er gesprochen hatte, und so hielt ich es für das Beste, schleunigst hierher zu reiten und zur Vorsicht zu mahnen, wenn ich mich nicht irre. Ich möchte mir vor Ärger alle Haare einzeln ausreißen, aber auf dem Kopfe habe ich keine, und dass ich mir meine Perücke damit verderbe und schimpfiere, das macht die Sache auch nicht anders. Aber morgen mit dem frühesten werde ich die Fährte dieser Kerls aufsuchen und nicht eher von ihr lassen, als bis ich sie alle gefangen und ausgelöscht habe!«

»Mein Bruder Sam wird das nicht tun«, ließ sich da Winnetou hören, welcher wieder in die Nähe gekommen war. »Der Häuptling der Apachen wird dem Mörder allein folgen; seine weißen Brüder müssen alle hier bleiben, denn es ist möglich, dass Santer doch noch nach der >Festung< sucht, um sie auszurauben; da sind kluge und tapfere Männer zur Verteidigung nötig.«

Später, als man sich über das Ereignis

einstweilen beruhigt hatte und schlafen ging, suchte ich nach Winnetou. Sein Pferd weidete am Wasser, und er hatte sich in der Nähe in das Gras gestreckt. Als er mich kommen sah, stand er auf, ergriff meine Hand und sagte:

»Winnetou weiß, was sein lieber Bruder Scharlieh zu ihm sagen will; du möchtest mit mir fort, um Santer zu fangen?«

»Ja.«

»Das darfst du nicht. Die Schwäche Old Firehands hat sich gesteigert; sein Sohn ist noch ein Kind; Sam Hawkens wird alt, wie du heut gesehen hast, und die Soldaten aus dem Fort müssen als Fremdlinge betrachtet werden. Old Firehand braucht dich nötiger als ich. Ich jage Santer allein und bedarf dazu keiner Hilfe. Wie aber, wenn er, während ich nach ihm suche, Gesindel an sich zieht und hier einbricht? Beweise mir dadurch deine Liebe, dass du Old Firehand beschüttest! Willst du diesen Wunsch deines Bruders Winnetou erfüllen?«

Es wurde mir schwer, in die Trennung von

ihm zu willigen, doch drang er so lange in mich, bis ich es tat; er hatte recht: Old Firehand bedurfte meiner nötiger als er. Aber ein Stück begleiten musste ich ihn. Noch schien der Morgenstern hell, so ritten wir miteinander hinaus in den Wald, und grad als es tagte, hielten wir an der Stelle, wo wir von der neuen Fährte SanTERS umgekehrt waren. Für das scharfe Auge des Apachen war sie noch zu erkennen. »Hier scheiden wir«, sagte er, indem er sich auf seinem Pferde zu mir herüberbeugte und den Arm um mich schlang, »der große Geist gebietet, dass wir uns jetzt trennen; er wird uns zur rechten Zeit wieder zusammenführen, denn Old Shatterhand und Winnetou können nicht geschieden sein. Mich treibt die Feindschaft fort, dich hält die Freundschaft hier; die Liebe wird mich wieder mit dir vereinigen. Howgh!« Ein Kuss für mich, ein lauter, gellender Zuruf an sein Pferd, und er jagte davon, dass sein langes, herrliches Haar wie eine Mähne hinter ihm herwehte. Ich blickte ihm

nach, bis er verschwand.

Wirst du den Feind erjagen? Wann sehe ich dich wieder, du lieber, lieber Winnetou?